This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LA
28
D7
1869

$B 289 512

IN MEMORIAM
Prof. J. Henry Senger

Pädagogiſche

Charakterbilder.

Geſchichte der Pädagogik

und

ihrer vornehmſten Vertreter in den vier letzten Jahrhunderten

von

Auguſt Dröſe.

UNIV. OF CALIFORNIA

Dritte Auflage.

Langenſalza,
Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler.
1869.

L457
D7
1869

IN MEMORIAM

Rev. J. Henry Dengler

UNIV. OF
CALIFORNIA

Vorrede.

Schon vielfach hat, namentlich in neuerer Zeit, die Pädagogik und ihre Geschichte Bearbeiter gefunden.

Eine neue, die sich in die Reihe der alten drängt, wird also wohl zunächst eine Berechtigung ihres Erscheinens darzuthun haben.

Zunächst macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß das Buch nicht aus gelehrter Forschung entstanden, daß er nicht absolut Neues liefern wird; manche Leute schreiben ein großes Werk, um eine kleine Neuigkeit zu bringen. Vielmehr muß er es dankbar anerkennen, daß er viele Schriften benutzt hat.

Der Zweck dieses Büchleins ist auch ein anderer. Seit dem Jahre 1854 steht auf dem Stundenplan der Seminare keine Stunde für Pädagogik, Didaktik ꝛc., sondern der Grund für die ganze pädagogische Wissenschaft des künftigen Lehrers wird durch die »Borrmannsche Schulkunde« gelegt. Wenn hier nun auch nicht der Ort zu einer Kritik dieses Buches ist, so weiß doch jeder, der nur hineingeblickt, wie dürftig das Stücklein Geschichte der Pädagogik darin abgehandelt ist.

Jeder weiterstrebende Lehrer aber wird bald seine mangelhafte pädagogische Bildung erkennen, und streben die Lücken zu füllen. Wie aber macht er das? Pädagogische Schriften,

M122850

namentlich Geschichtswerke, sind theuer; besonders zu theuer für einen Lehrer. Geliehen erhält man dergleichen Sachen auch sehr selten; da muß das lobenswertheste Streben oft unbefriedigt bleiben.

Hiernach stellt sich also für den Lehrer das Bedürfniß nach einem billigen Büchlein, das demselben die wichtigsten Perioden der Schule und ihrer Geschichte, das Wichtigste aus dem Leben ihrer hervorragendsten Vertreter in gedrängter Kürze giebt, heraus. Diesem Mangel soll dies Büchlein abzuhelfen suchen; möchte es seinen Zweck erfüllen!

„So will ich nun hiemit das Buch beschließen; und hätte ichs lieblich gemacht, das wollte ich gern. Ist es aber zu gering, so habe ich doch gethan, soviel ich vermocht. Denn allezeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig; also ist's auch lustig, so man mancherlei lieset. Das sei das Ende. (1 Makk. 15, 38 ff.)

Der Verfasser.

UNIV. OF CALIFORNIA

Einleitung.

Die Pädagogik ist die Erziehungskunst[1] — die Kunst, mittelst Unterrichts und Erziehung, das ist mittelst bewußter Einwirkung auf die leibliche und geistige Entwickelung des werdenden Menschen, die Ideen der Wahrheit, Freiheit und Liebe, die Gottähnlichkeit so weit zu entwickeln, daß er selbstthätig und selbständig seiner Bestimmung entgegen gehen kann. Die Pflanzstätten dieser Entwickelung, der Menschenbildung sind nun die Schulen. Wenn auch das Leben Gemüth und Charakter nachdrucksvoller bilden, wenn auch stille, innere Beschauung zu selbständiger Erkenntniß bringen kann, wenn auch der Verkehr in und mit der Welt, und der Zwang der Umstände zur Tüchtigkeit im Handeln führen mögen, wenn auch große

[1] Erziehung hat ihren Namen aus der Pflanzenwelt entlehnt. Man zieht junge Bäume, wenn man sie in einen ihrer Natur angemessenen Boden setzt, ihnen die gehörige Nahrung giebt, und sie durch Richten, Beschneiden, Pfropfen u. s. w. in dem Grade veredelt, als es die Gesetze der Pflanzenwelt uns zulassen. Auf ähnliche Weise kann man auch Thiere und Menschen ziehen und erziehen. Der letzte Ausdruck wird vom Menschen vorzugsweise gebraucht, weil er das vom Staube der Erde in die Höhe Ziehen charakteristischer bezeichnet.

Man theilt die Erziehung in die körperliche und geistige, die natürliche (physische) und sittliche (moralische), die häusliche und öffentliche. Keine derselben darf als alleinstehend gedacht werden, vielmehr geht nur aus einer zweckmäßigen Vereinigung eine möglichst vollkommene Erziehung hervor.

Selber gelebt haben, die die eine Schule besuchten, also geniale Kraft überall durchdringt, so muß doch den Völkern, dem Großen und Ganzen der Zugang zu Kenntnissen und Einsichten jeder Art offen stehen. Wenn der einzelne Mensch nicht nur eine Zahl in der Masse sein will, die von einem genialen Kopfe geleitet wird, sondern wenn jeder selbst als freier, denkender Mensch gelten, mit Lust und Ueberzeugung am gemeinen Wohl arbeiten, im Augenblick der Noth verständig selbst eingreifen will, dann muß er nicht roh und unverständig sein, sondern zu möglichster Vollkommenheit geführt. Das ist der Zweck der Schulen. Wie sich aber die Völker erst entwickelten, aus der Kindheit ins Jünglingsalter, dann in die Kraft der Mannesjahre treten mußten, so auch entwickelte sich die Schule. Und zu zeigen, wie so allmählich die Schulen das geworden sind, was sie sind, soll der Zweck dieser Einleitung sein.

Die alte Welt überließ Erziehung und Unterricht dem häuslichen Leben. Die Erwachsenen, in Bezug auf's Wissen selbst Kinder, konnten ihren Kindern nur das beibringen, was sie selbst wußten und wozu sie Zeit hatten. In Ländern, wo die Hierarchie des Priesterthums oder der Despotismus der Fürsten über die Völker herrschte, entstanden zuerst Schulen, zwar nur für die Söhne der Vornehmen und Reichen und der Priester. So wurde ja Moses in einer egyptischen Priesterschule erzogen; Cyrus in einer Erziehungsanstalt am persischen Hofe; die indischen Braminen pflanzten ihre Weisheit in Geheimschulen fort; die Gesetzkundigen unter den Hebräern erhielten ihre Bildung vor dem Exil in den Prophetenschulen, nach demselben in den Synagogen und Rabbinatsschulen, wo wißbegierige Jünglinge sich um einen Meister versammelten, wie es noch Cäsar bei den Druiden in Gallien fand. Die Bildung war geschlossen und Wenigen zugänglich; zu dem beschränkte sich der ganze Unterricht auf Lehrgespräche, Lesen, Memoriren und Auslegen heiliger Bücher.

Mehr geschah schon unter den Griechen. Bei ihnen trat die Erziehung schon als in sich geschlossene Theorie auf. Die beiden Weisen der Welt, Platon und Aristoteles, sind die Gründer der Erziehungswissenschaft; sie bringen, was Lykurg und Solon als Gesetz gegeben, und was Sokrates geübt und gedacht, in ein System. — Da sehen wir, daß in den Städten schon 500 Jahre v. Chr. Knaben und Mädchen in Winkelschulen Lesen, Rechnen und Schreiben lernen — das Turnen wurde geübt. (Lykurg!) Jünglinge, die nach Höherem strebten, hörten die Philosophen und Sophisten. Das Landvolk blieb in Unwissenheit.

Fast ebenso war es bei den Römern. Ungefähr um's Jahr 300 v. Chr. gab's in Rom Knabenschulen, und seit dem Zeitalter Cäsars, der den Lehrern das Bürgerrecht ertheilte, die höhern Lehranstalten der Grammatiker. Hier wurde die lateinische und griechische Sprache wissenschaftlich erlernt, und fähige Jünglinge gingen von hier zu berühmten Rhetoren (Rednern), die, wie Quintilian, sie durch oratorische Uebungen (declamationes) zur öffentlichen Beredtsamkeit bildeten. Ein geordnetes Schulwesen aber hatten alle diese Völker des Alterthums nicht. Alle diese Anstalten waren Kastenschulen oder Privatanstalten. (Man verzeihe mir hier eine kleine Abschweifung. Wenn man von Schulen spricht, denkt man auch an die Lehrer. Fragen wir uns nun, wer waren die Lehrer [der Kinder, nicht der Jünglinge]? so erfahren wir, daß es, namentlich bei den Römern, Sklaven, griechische Sklaven waren. Spottweise hat man das geplagte Leben eines Lehrers deshalb ein classisches genannt, also ein Sklavenleben!)

Im Jahre 150 n. Chr. Geb. gründete Antoninus Pius Kaiserschulen, welche unsern Gymnasien zu vergleichen sind; doch ohne daß sie durch geordnetes Klassensystem und gehöriges Zusammenwirken der Lehrer zu einem Ganzen verbunden wären. Die Kaiserschule in Rom wurde 370 von Valentinian reorganisirt und näherte sich dabei der Einrichtung

unſerer Univerſitäten. Die berühmteſte hohe Schule für wiſſenſchaftliche Bildung war Athen, wo noch bis ins neunte Jahrhundert ſich Studirende aus allen Ländern einfanden und ein oft recht zügelloſes Burſchenleben führten.

Mit Chriſtus und dem Chriſtenthum trat die Erziehung in ein neues Stadium; neuen Zweck, neuen Stoff und neuen Schwung erhielt ſie durch daſſelbe. Mit Chriſtus beginnt die Weltepoche, in der im Menſchen die Menſchheit geehrt wird, und deshalb das Intereſſe an der Bildung aller Stände auftritt, die Epoche der humanen Erziehung.

Zuerſt hatte nun zwar das Chriſtenthum um ſeine äußere Exiſtenz zu kämpfen, und konnte deshalb noch nicht die von Chriſtus ausgeſprochenen Erziehungsgrundſätze geltend machen. Als es jedoch erſt zu einer gewiſſen Feſtigkeit in ſich ſelbſt, zu mehr Selbſtändigkeit auch nach Außen hin gelangt war, da drängte ſich auch das Bedürfniß nach Wiſſenſchaft und höherer Bildung hervor, da ſprachen Männer, wie Origines [1], Chryſoſtomus [2], Baſilius der Große [3] und A. über das Weſen der Erziehung ihre Anſichten aus; da wurden gleichzeitig Schulen gegründet, von denen die Katechetenſchulen (deren blühendſte im 2—4. Jahrhundert die zu Alexandria war) den Mittelpunkt bildeten, indem ſie nicht nur einen öffentlichen Religionsunterricht für chriſtliche Kinder ertheilten, ſondern auch den durch ſie in den heidniſchen Wiſſenſchaften (Philoſophie und Geſchichte) gebildeten Katecheten, den Katechumenen, das Glaubensbekenntniß und die religiöſen Gebräuche einübten. Je mehr jedoch das Chriſtenthum über die Welt ſiegte, je näher

---

[1] geb. zu Alexandria im J. 185 nach Chr., mit dem Beinamen Adamantios wegen ſeines unermüdlichen Fleißes (er hat angeblich 6000 Werke geſchrieben!), geſt. zu Tyrus 254.

[2] geb. 344 nach Chr. zu Antiochien, geſt. 407 zu Comana in Pontus am 14. September.

[3] geb. 329, geſt. 379 als Biſchof zu Cäſarea in Cappadocien.

die Zeit rückte, daß es zur Staatsreligion wurde, um so mehr begann es, im Gegensatz zur Welt und ihrer Bildung, die Erziehung für den Himmel und die Geistlichkeit zu betonen, und um so eifriger baute es auf das von Christus gelegte Fundament, ein Verstandesgebäude, das der Kritik der Vernunft nicht Stand hielt, und deshalb mußte letztere endlich ihr eigenes Gebäude aufstellen. Deshalb trennt sich die Epoche der Erziehung nach Christus in zwei Theile, in den ersten, die Herrschaft des Verstandes vor der Reformation, und den zweiten, die Herrschaft der Vernunft nach der Reformation. Betrachten wir also zunächst die Schulen vor der Reformation.

Von den Katechetenschulen sprachen wir schon; mit dem 5. Jahrhundert scheinen sie jedoch zu erlöschen und an ihre Stelle die Episcopal- oder Kathedralschulen gekommen zu sein, worin die für den geistlichen Stand bestimmten Jünglinge neben der Theologie in den sogenannten sieben freien Künsten unterrichtet wurden; dieselben bestanden aus einem Dreierlei (Trivium), nämlich: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, und aus einem Gevier (Quadrivium), nämlich: Arithmethik, Geometrie, Astronomie und Musik; und zwar wurde der Unterricht so ertheilt, wie der Afrikaner Martianus Capella 470 zu Rom diese freien Künste in seinem Buche nothdürftig behandelt hatte, welches Buch beinahe 1000 Jahre lang das herrschende Schulbuch in Europa blieb.

Die Kaiserschulen verloren sich, da bei der Völkerwanderung kein Mensch Besoldung auszahlte, und gingen meistens in diese Kathedralschulen über, theils in die städtischen Parochialschulen, in welchen letzteren auf Lesen und Schreiben nur der beliebte Cursus des Trivium folgte, weshalb sie auch Trivialschulen genannt wurden.

Mit dem sechsten Jahrhundert entstand eine neue Art von Schulen: die Klosterschulen, die anfangs nur Pflanzstätten fürs Mönchsleben waren, später aber auch Laien zugänglich wurden. Wir haben diese in morgen- und abendländische zu

theilen; wie aber in der morgenländischen Kirche kein lebendiges Leben und Streben war, sondern todtes Aneignen des Feststehenden, ängstliches Festhalten am Aeußeren, so war es auch in der Schule. Auch in der occidentalischen Schule war das Wesen des Unterrichts nicht freie Entwickelung, sondern leerer Formalismus, Gedächtnißkram, und das Wesen der Zucht war nicht Gewöhnung zum sittlichen Thun, sondern zu äußerer Werkheiligkeit. Aber doch war die abendländische Kirche (und Schule) mit ihrer Neigung zur Praxis ein wesentlicher Fortschritt. Sie repräsentirt in der Entwicklung der Geschichte die Zucht, den Gehorsam im Denken und Thun, ohne welchen keine Freiheit ist.

Die Zucht in den Klosterschulen war hart und mönchisch, der Unterricht aber meist besser, als an andern Lehranstalten. Vor andern berühmt waren die Klosterschulen zu Armay und Cloghar, zu Canterbury, York und Westminster, zu Tours, Rheims, Clermont, Paris, Salzburg, St. Emmeran in Regensburg, Hersfeld, Corvey, Fulda, wo Rabbanus Maurus, der größte deutsche Schulmann des 9. Jahrhunderts, lehrte, Hirschau und St. Blasien auf dem Schwarzwald, aus denen die Gelehrten jener Jahrhunderte hervorgingen. Die Lehrer dieser Schulen hießen Scholastici und gaben damit der scholastischen Philosophie Gestalt und Namen. Berühmte scholastische Philosophen waren Anselm v. Canterbury, Albertus Magnus, Thomas v. Aquino u. A.; aus ihnen ging Roger Baco, der gelehrte Mönch, hervor, der die Naturwissenschaft auf Mathematik und Experimente stützte; aus ihnen auch Ambrosius und Hilarius mit ihren Lobliedern. Doch was auch die Klosterschulen und die scholastische Philosophie leisteten, es war alles zum Vortheil der Herrschaft der Geistlichkeit, nicht zu dem der allgemeinen Nationalbildung berechnet.

Diese aber hatte Karl der Große im Auge, als er die Verordnung vom Jahre 789 zur Verbesserung des Schulwesens erließ, für alle Völker seines weiten Reiches.

Nicht nur jeder Bischofssitz und jedes Kloster sollte eine eigene Schule haben, sondern auch jede Parochie in Städten und auf dem Lande; jene zur Bildung der Geistlichen und Staatsbeamten, diese zur Bildung der niederen Stände. An seinem Hofe errichtete er eine Hofschule (Schola Palatii), der er seinen gelehrten Freund Alcuin als Rector vorsetzte; außerdem noch eine Akademie ausgezeichneter Gelehrten (z. B. Rhabanus Maurus), von denen er selbst lernte. Er hielt selbst Examen ab, lobte die Fleißigen, tadelte die Faulen ohne Unterschied des Standes u. s. w. Der Clerus hatte Stifts- und Domschulen. Doch nach Karls Tode, als im Reiche Streitigkeiten ausbrachen, seine Verordnungen nicht mehr nachdrücklich von oben herab eingeschärft wurden, selbst seine Hofschule einging, zerfiel auch die ganze Schöpfung, zugleich damit die von Alfred dem Großen in England begonnene Schulreorganisation, die durch die Einfälle der Dänen zerstört wurde. Während dieser Zeit haben wir noch von zwei Instituten zu berichten, den jüdischen Rabbinatsschulen (in Syrien, Nordafrika, Cordua) und den in freierem Geschmack seit dem 9. Jahrhundert errichteten Schulen der Araber, die in Europa in Spanien zu finden waren. Ihre Fortschritte, namentlich in den mathematischen und medicinischen Wissenschaften, theilten sich bald dem Süden Europas mit. In Italien, wo nach der durch die Gothen und Longobarden eingerissenen Barbarei erst wieder durch Lothar Schulen eingerichtet worden waren, so wie in Spanien und Frankreich entstanden Facultätsschulen, in denen sich der Einfluß der arabischen Cultur deutlich zeigte. Zu Salerno, Montpellier und Sevilla lehrten arabische Aerzte, und die naturhistorischen und mathematischen Werke der Sarazenen wurden auch von christlichen Gelehrten gesucht.

Die Ausbildung des päpstlichen Rechtes gab Veranlassung zur Errichtung besonderer Rechtsschulen, deren berühmteste die zu Bologna und Lyon waren. Kaiser Friedrich I. gab nun der Rechtsschule zu Bologna »akademische Freiheiten« 1158,

und diese wurden die Grundlage zur Verfassung der Universitäten, die im 12. und 13. Jahrhundert entstanden sind.[1]

Sehr bald suchten sich die Universitäten von der Kirche zu emancipiren; aber es fehlte doch an kirchlicher Einseitigkeit nicht, da namentlich die Bettelmönche seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts sich auch als Universitätsdocenten eindrängten, um das Gewicht des Ordens und die Macht des Papstes zu erhöhen.

Mit dem Erblühen des Bürgerthums aber mußte nothwendiger Weise mehr Verlangen nach Bildung entstehen. Der Zweck — nicht der Kirche, sondern dem Leben zu dienen — erzeugte im 13. und 14. Jahrhundert die Stadtschulen, die zwar noch in den Dienst der Geistlichkeit treten mußten, aber über die sich nach und nach die Städte, die sie gestiftet hatten, das Recht der Aufsicht aneigneten. Daneben traten Schreibschulen auf, in denen neben Lesen und Schreiben auch Briefschreiben in deutscher Schrift getrieben ward. Die Schreibekunst, dies wichtige und einträgliche Gewerbe (man denke an den Preis einer geschriebenen Bibel), wollte der Klerus als Recht für sich in Anspruch nehmen, als klerikale Kunst (ars clericalis). Die Magistrate, die nun Schreibschulen errichten wollten, mußten das Recht dazu erst vom Klerus kaufen, dadurch aber wurden diese Schulen unabhängig von demselben; es wurden alle Kinder ohne Unterschied des Geschlechts aufgenommen; sie waren der Anfang der deutschen Bürgerschulen.

---

[1] So die Universitäten zu Paris (Jahr unbestimmt), zu Montpellier 1180; Toulouse 1229; Orleans 1234; in Italien zu Salerno; Padua 1222; Neapel 1224; zu Rom 1250; in Spanien zu Valencia 1209; Salamanca 1250; in England zu Oxford 1200 und Cambridge.

Die erste deutsche Universität entstand zu Prag, gegründet von dem deutschen Kaiser Karl IV. im Jahre 1348. Er stattete sie mit Dörfern und Gütern aus, gab ihr eine Art republikanischer Verfassung, und um auch Ausländer, namentlich Deutsche, an dieselbe zu ziehen, räumte er ihnen große Vorzüge vor den Böhmen ein. —

In den lateinischen Schulen, die nach dem Vorbilde der Domschulen eingerichtet waren, brachten die Schüler die meiste Zeit mit Abschreiben der Lehrbücher hin. Alle diese Schulen kamen in ihrem Unterrichte über Gedächtnißkram nicht hinaus; an eine sokratische Anleitung zum Verstehen des Gelernten wurde nicht gedacht; auch hatte man große Noth, den unbändigen Sinn der Zöglinge durch äußere Zuchtmittel zu beugen. Als eine Abart dieser lateinischen Schulen ist merkwürdig die fromme pädagogische Brüderschaft der Hieronymianer, welcher Geirt Groote, ein Utrechter Canonicus zu Deventer, 1379 stiftete. Sie bestand aus Klerikern und Laien, die zusammen lebten und sich theils von Handarbeiten nährten, theils sich dem Unterrichte der Kinder in den vom Stifter errichteten Schulen widmeten. Die Schüler, Knaben und Mädchen, lernten Lesen, Schreiben und nützliche Handarbeiten. Wißbegierigere und Begabtere erhielten in den obern Klassen gründlichen philologischen Unterricht.

Nach dem Muster dieser in ihrer Tendenz humanistischen, in ihrer Einrichtung wahrhaft philanthropischen Anstalten entstanden nun in den Niederlanden, am Rhein und im nördlichen Deutschland mehrere Schulen, die sich bald mit den aus Italien eingewanderten Griechen in Verbindung setzten und das Studium der Classiker emporbrachten. Dante, Petrarca, Boccaccio und Johann von Ravenna sind die Urheber derselben in Italien. Durch Männer wie Thomas a Kempis, Johann Hegius, Erasmus, Rudolph Agricola, Reuchlin und Melanchthon, die aus diesen trefflichen Schulen theils mittelbar, theils unmittelbar hervorgingen, brach die Morgenröthe einer freieren Bildung aus den Quellen des classischen Alterthums an; die Scholastik wird gebrochen, sie erhält den Todesstoß.

Doch wieder muß ich mir erlauben auf den Lehrerstand jener Zeit zurückzublicken. Da die Canonici und Pfarrer aufgehört hatten sich mit dem Jugendunterricht zu beschäftigen, so wurden von den Städten herumschweifende Mönche und

Studenten zu Lehrern angenommen. Hierdurch bildete sich ein eigener Schullehrerstand, der zwar dem geistlichen Stande angehörte, aber durch seine zunftartigen Abstufungen und durch das sittenverderbende Wandern von Ort zu Ort einen eigenen, handwerksmäßigen Charakter erhielt. Der Rector oder Schulmeister ward von dem Magistrate einer Stadt gewöhnlich auf ein Jahr contractlich angenommen, nach Maßgabe der Kinderzahl hielt er sich nun Gesellen und theilte die Besoldung mit ihnen. Diese Gesellen hießen Locati (weil sie gedungen waren). Die Unterlehrer, die das Singen, die 10 Gebote und etliche Psalmen lehrten, hießen Cantoren. Der Lehrerberuf war ein Handwerk und der Lehrer ein Wandersmann. Mit dem wandernden Meister zogen dann auch oft eine Anzahl Schüler weiter: es entstanden die fahrenden Schüler, Bacchanten (vacantivi, Müßiggänger). Gewöhnlich führten sie jüngere Schüler mit sich, welche ihnen mit Leib nnd Leben angehörten, Knechtesdienste leisteten, und wenn es keinen andern Erwerb gab, durch Betteln und Stehlen (Schießen in der Burschensprache, daher die kleinen Schüler [Diebe] Schützen hießen, wovon der Spitzname A-B-C-Schützen) den Unterhalt erwerben mußten, ohne davon mehr zu bekommen, als ihre Tyrannen ihnen aus Gnade zuwarfen. Im 14. und 15. Jahrhundert war das Unwesen dieser scholarischen Landstreicher so zur Landplage geworden, daß obrigkeitliche Verordnungen gegen sie erlassen werden mußten. So wenig nun auch durch so zweifelhafte Organe, die weder Sinn noch Herz für den Lehrerberuf hatten, die Erziehung im Allgemeinen gefördert ward, so waren sie doch die ersten Vertreter eines eigenen Lehrerstandes, und zugleich die ersten Repräsentanten einer von der Kirche sich unabhängig machenden Schule.

Mit der Reformation trat auch ein neuer reformatorischer Geist in der Erziehung auf, denn mit einer Kirchenreformation

muß auch nothwendig eine Erziehungsreformation verknüpft sein; jede Weiterbewegung in der Kirche war auch mit einem Fortschritt in den Regierungsprincipien verbunden.

Luther (s. unten) wendet sich kraftvoll an den Adel und die Städte und Bürgermeister deutscher Nation um Aufrichtung deutscher Schulen und schreibt seinen Katechismus, der bald in alle Schulen eingeführt wird; Zwingli giebt die erste protestantische Erziehungslehre in dem »Büchlein wie man die Knaben christlich unterweisen und erziehen soll.« Der »Lehrer Deutschlands,« Melanchthon, errichtet gelehrte Schulen, wie sie sich dem Wesen nach bis heute erhalten haben, und giebt eine Schulordnung, die lange Zeit als Norm galt, heraus. So greifen die Reformatoren selbst auch reformatorisch in die Erziehung hinein; sie machten die einzelne Seele frei in Gott, damit sie zu dieser Freiheit gelange, dafür mußte die Erziehung sorgen. In den höheren Schulen entzückten die Classiker, die Universitäten wurden erst jetzt universell, und die Volksschulen nahmen eigentlich mit der Reformation erst ihren Anfang. Die Erziehung umfaßt von nun ab alle Stände und strebt jede Individualität auf dem Wege der Entwickelung den ihr von Gott verliehenen Anlagen gemäß ihrem ewigen Ziele entgegen zu führen. Sie sucht den Menschen harmonisch zu entfalten und dadurch zugleich in Harmonie mit der Menschheit, mit der Natur und mit Gott zu setzen: sie ist die vernünftige Erziehung.

Da sehen wir Valentin Trotzendorf, Johannes Sturm, Wolfgang Ratich, Amos Comenius und John Locke. Sie repräsentiren die Zeit der abstract menschlichen Erziehung und lagen mit der im Schwange gehenden theologischen Erziehungsweise im Kampfe. Ihre Theorien aber blieben damals wohl nur noch, wo sie überhaupt Eingang fanden, in den obern Schichten der Gesellschaft; mehr nur Privaterzieher in höheren Ständen suchten ihre Lehren zu realisiren. Weit eingreifender in das Leben der Schulen war

schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts das durch Fenelon und Spener aufgestellte Princip der Andächtigkeit und frommen Beschauung, des Pietismus, in dessen Geist A. H. Franke seine Stiftungen gründete. Schulmänner seines Geistes verbreiteten sich gegen Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Halle aus über das ganze nördliche Deutschland; Klosterbergen wurde eine Musterschule dieser Art für Studirende, und auch in die Winkelschulen und Landschulen drang neben der Frömmelei etwas von der Franke'schen Methode. Setzte aber schon Franke Realien auf seinen Stundenplan, d. i. die brauchbaren Kenntnisse der Mathematik, Physik, Geographie, Geschichte und neuere Sprachen, so thut das der Realismus Rousseau's und der Philanthropen erst recht. Sie zeigen, daß der Mensch nicht nur zum Himmel zu wandeln, sondern auch über die Erde zu gehen hat, also auch das irdische Leben für ihn von Bedeutung ist. Der Zweck der Erziehung ist die unmittelbare Praxis und das Ziel — der reine Mensch. Diesen reinen Naturmenschen wollte Rousseau im Gegensatz zu aller Cultur erziehen. Von Natur setzte er ihn als gut voraus. Erfahrung sollte ihn bilden. Seine geistigen und körperlichen Kräfte sollten sich durch sich selbst üben. Von Gott sollte er erst als Jüngling hören. Dies Rousseau'sche Ideal, das nach den Urwäldern geht, sucht Basedow praktisch auszuführen, indem er im Philanthropin die Bildung für's Leben erstrebte, die Realien zu Hauptlehrgegenständen machte, bei allem Lernen von der Anschauung ausging und körperliche Ausbildung und Verstandescultur als Zweck der Erziehung aufstellte. Der, der den Gegensatz des materialen und formalen Erziehungsprincips aufhob, war der große Pestalozzi; durch ihn wurde zugleich der Erziehung die Richtung auf die unteren Schichten der Gesellschaft gegeben, welche wohl von Realisten und Humanisten, Katholiken und Protestanten angestrebt, aber nie verwirklicht worden war. Pestalozzi ist in Wahrheit der Vater

der Volkserziehung. Jedem Menschen soll die Möglichkeit zur Bildung und zur selbständigen Erwerbsfähigkeit eröffnet werden, das ist seine Forderung.

Sein Ideal eines menschenwürdigen Daseins sucht er in Bildung durch Form, Zahl und Sprache zu realisiren. Die Entwickelung des Menschen soll nicht von Außen hinein, sondern von Innen heraus. Auf diesem Boden von Pestalozzi's Erziehungsprincipien bewegt sich die neuere Volksschule. Sie will nicht mehr Lehr- und Erziehungsanstalt des Landvolks, sondern sie will und soll die Grundschule aller Stände, die nothwendige Basis aller Bildung werden. Ihre Gegenstände sind Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, Gesang und gemeinnützige Kenntnisse. Daß in der Volksschule mit dem Wissen zugleich das Thun entwickelt werde, diese Forderung hat in der neueren Zeit ein Mann hervorgehoben, der auch, wie Pestalozzi, ein Herz für die Menschheit hatte, Fr. Fröbel. Er hat dem Abc der Anschauung von Pestalozzi das Abc des Thuns hinzugefügt. Und um Anerkennung dieser Ergänzung, sowie um selbständige Entwickelung der Gefühlswelt, so daß Denken, Fühlen und Wollen, jedes gesondert und doch alle in Harmonie gebildet, daß die Theorie stets in die Praxis, das Wissen ins Thun umgesetzt werde, dafür kämpft die Erziehung in der Volksschule der Gegenwart.

Wo die Praxis so herrlich sich entfaltet, da ist es wohl nicht anders möglich, als daß auch die Theorie der Erziehung mit ihr Hand in Hand gehe.

„Grau, Freund, ist alle Theorie (ohne Praxis),
Doch grün des Lebens goldner Baum."

Die Theorie stellt der Praxis ihr Ideal vor Augen, sie ist der Leitstern derselben. Seitdem aber überhaupt die Pädagogik zu einer Wissenschaft geworden ist, sind auch viele Theorien derselben aufgestellt. Der Grund, von dem aus jeder aufbaut, sofern er ein anderer ist, führt auch zu einem andern Ziel. Männer, die nun aus ihren Anschauungen, aus ihren

Erfahrungen im Leben die Erziehungsideen zu bestimmen und die Theorie der Pädagogik zu begründen suchen, nennt man Empiriker. Sie geben vortreffliche Ansichten über Erziehung und haben nach vielen Seiten hin die Erziehungs- und Unterrichtslehre gefördert; ich nenne nur Dinter und Diesterweg, Bell und Lancaster und Jacotot.

Andere Männer, neuere Philosophen, richteten ihr Augenmerk auch auf die Pädagogik; von Kant bis zu Schleiermacher. Da es nun eine Kant'sche, Hegel'sche, Herbart'sche u. s. w. Philosophie giebt, so giebt es auch so viel Arten der Pädagogik — jeder sucht sie in sein System zu zwängen, das schon fertig dasteht. Eigenthümlich dabei freilich ist Schleiermacher, der eigentlich keiner philosophischen Schule angehörte, sondern dessen scharfer Geist die Pädagogik als eine aus der Ethik abgeleitete angewandte Wissenschaft betrachtete, die der Politik beigeordnet ist; so betrachtet sie auch Jahn, der Zeitgenosse Schleiermachers. Vom theologischen Standpunkte aus behandelt Palmer, vom psychologischen Beneke diese Wissenschaft. Außerdem sind nun auch die Dichter in dieses Feld gedrungen. Jean Paul (Friedrich Richter) in seiner Levana, an der er über 10,000 Tage gearbeitet hat. Es sind Ergüsse eines hochbegabten Geistes und des fühlendsten Herzens über Erziehung und Unterricht, zum Theil in der ihm eigenen humoristischen Manier geschrieben. E. M. Arndt in seinen »Fragmenten über Menschenbildung.« Eine anmuthige Schrift, die der freien Entwickelung des Knaben unter dem Einflusse einer vernünftigen Erziehung das Wort redet. »Eine Sonntagslectüre für Lehrer!« J. G. Herder in seinen »Schulreden,« die auch, wie der ganze befruchtende und anregende Herder, »Licht, Liebe und Leben« in der Schule verbreiten. J. W. Göthe, dieser universelle Geist sollte keine beherzigenswerthen Gedanken über Erziehung gegeben haben? Ich kann als Antwort wohl auf ein ganzes Buch: »Pädagogik Göthe's« von Oldenberg verweisen.

Aber nicht allein die Fürsten des Geistes, sondern auch die, die eine weltliche Krone tragen, haben wichtige Worte über Erziehung gesprochen; noch mehr, sie haben gehandelt. Deutsche Fürsten haben die Pflege der Schulen übernommen, deshalb ist und bleibt die deutsche Schule ein Palladium gegen Lug und Trug von Außen und von Innen, von Oben und von Unten und die Lehrer, die den echten deutschen Geist der Strebsamkeit in ihre Schulen und Schüler pflanzen, werden leuchten wie die Sterne immer und ewiglich.

Dr. Martin Luther.

Das Mittelalter, die Zeit des Faustrechts, entschlummerte mit dem 15. Jahrhundert und mit dem Beginn des 16. zeigten sich die ersten kräftigen Keime einer neuen Zeit; die geistige Kraft fing an zu siegen über Rohheit, Despotismus und Tyrannei; vor allen Dingen mußte zu diesem Behufe die ärgste Tyrannei fallen, die jemals ausgeübt wurde, die Tyrannei der Kirche. Sie war es, die bis dahin alle Versuche gehindert hatte, das Licht des Geistes, die Vernunft, im Volke zu wecken; sie war es, die den Adel jener Zeit in Rohheit und die Bauern in Stumpfheit versenkte, um zu herrschen; Alle sollten ihre, der Kirche (d. h. des Pfaffenthums) demüthige Knechte sein; was brauchten sie dazu unterrichtet zu werden und zum Denken angeleitet? Je dümmer, desto besser und desto leichter waren sie zu betrügen. Weil die Macht des Pfaffenthums im Mittelalter so ungeheuer war, darum durfte es keine Volksschulen geben; und damit Volksschulen entstehen konnten, mußte die Macht der Kirche gestürzt worden; damit die Macht der Kirche dauernd gestürzt würde, mußten Volksschulen entstehen, mußte ein Luther geboren werden, der das begriff und es durchführte. Luther reformirte die Kirche, Luther ist der Gründer der Volksschule. Diese beiden Thaten des großen Mannes

hängen so innig mit einander zusammen, daß sie unmöglich gänzlich getrennt werden können. Und wenn es hier meine Aufgabe ist, ganz besonders die letztere Thätigkeit Luthers ins Auge zu fassen, Luther als Pädagogen zu betrachten, so wird es doch zuweilen nöthig sein, einen Blick auf seine kirchenreformatorische Thätigkeit zu werfen.

Luthers Leben muß jedem deutschen Lehrer, gleichviel ob der evangelischen, katholischen oder sonst einer Confession angehörig, bekannt sein, denn er war ein echter Deutscher. Hat ja auch der deutsche König Ludwig von Baiern (obgleich Katholik) ihm einen Platz in der Walhalla angewiesen; ein Deutscher dem Deutschen. Daher will ich nur diese nothwendigsten Notizen zum Verständniß des Nachfolgenden anführen.

Besonders wichtig muß uns Dr. Martin Luthers eigener Bildungsgang und seine Erziehung sein. Geboren wurde er zu Eisleben (1483 den 10. Nov.); sein Vater, Hans Luther, war Bergmann. Er genoß eine strenge Erziehung von seinen Eltern; er erzählt später selbst:

> „Mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und ward ihm gram, bis er mich wieder zu sich gewöhnte. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut darnach floß."

Bis zu seinem 14. Jahre besuchte er die Schule zu Mansfeld; auch sein Lehrer, Georg Aemilius, hielt ihn sehr strenge. Ein Jahr war er darauf in Magdeburg; nun kam er nach Eisenach (1488), wo ihn »um seines Singens und herzlichen Gebets in der Kirche willen« Frau Cotta lieb gewann und zu sich nahm. »Durch seinen sonderlichen Fleiß aber hat er sich bald vor allen seinen Genossen hervorgethan und sein Lehrer, der Rector Herr Frebonius, hat ihm manch gutes Lob ertheilt.«

Die Schulen, die Luther besuchte, waren keine Volksschulen; denn solche bestanden eigentlich nicht. In diesen Schulen wurde

fast nur Latein getrieben und in dieser Sprache Grammatik, Dialektik, Rhetorik. Einzelne Versuche waren zwar hie und da gemacht worden, eine Art Volksschulen zu gründen (z. B. durch die Hieronymianer), doch konnten dieselben der äußeren Umstände wegen zu keinem bedeutenden Resultat führen. Ueberdies waren die Erfindungen des Papiers und der Buchdruckerkunst noch sehr neu und Drucksachen nicht sehr häufig und noch theuer. Doch hatte das verrufene Mittelalter durch diese Erfindungen das große Werk der Reformation in Kirche und Schule möglich gemacht, so wie auch demselben durch die Bildung eines ziemlich unabhängigen, freien und denkenden Bürgerstandes einen fruchtbaren Boden bereitet.

Doch zurück zu Luther. Im Jahre 1501 ging er auf die Universität Erfurt, um nach dem Wunsche seiner Eltern Jura zu studiren. Hier fand er zuerst eine vollständige Bibel.

1503 ward er Baccalaureus, 1505 Magister. Bald darauf ging er »mit erschrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen« in ein Augustinerkloster. Im Jahre 1507 ward er zum Priester geweiht. Auch im Kloster setzte er fleißig seine Studien fort, die er jetzt besonders auf die Scholastiker warf.

Obgleich er mit der größten Strenge sich allen Regeln des Klosters unterwarf, konnte er doch den rechten innern Frieden nicht finden. Staupitz tröstete ihn mit den Worten: »Ich glaube an eine Vergebung der Sünden.«

Im Jahre 1508 wurde Luther zum Professor an die Universität Wittenberg berufen, und 1510 machte er seine Reise nach Rom, bei welcher Gelegenheit er sich von dem »heiligen Rom« entsetzlich getäuscht fühlte.

Im Jahre 1512 ward er Doctor der Theologie.

Mit dem 31. Oct. 1517, an welchem Tage Luther seine berühmten Streitsätze gegen den Ablaß durch Anschlag an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg veröffentlichte, beginnt seine reformatorische Thätigkeit. Sein ganzes inneres Leben hatte sich nunmehr in einen äußerlichen Kampf herausbewegt,

worin seine Manneskraft nur noch mehr erstarkte; aber er genoß auch die ruhigen Stunden des gelehrten Forschens, erhoben durch die Freundschaft, besonders im Umgange mit seinem Melanchthon.

Durch den Anfang seiner Bibelübersetzung auf der Wartburg (1521) begann er auch besonders für die Pädagogik zu wirken; denn durch diese brachte er die deutsche Sprache im Unterricht wieder zu Ehren; gründete überhaupt die deutsche Schriftsprache.

Von der Wartburg zurückgekehrt, wirkte er durch Schrift und Wort für Errichtung von Schulen; für eine gute häusliche Erziehung.

> „Er sah klar," sagt Raumer, „daß die Reformation der Kirche nur durch eine christliche Kinderzucht in Familien und Schulen wahrhaft begründet werden könne; gottloser Hausstand und nichtsnutziger Lehrstand aber der Kirche Verderben bringe."

Darum stimmt Luther auch mit Pestalozzi darin überein, daß die häusliche Erziehung eine andere werden müsse, ja, leider mußte er darauf dringen, wie es auch heute trauriger Weise noch oft nöthig ist, daß die Kinder überhaupt nicht ganz vernachlässigt werden. Auf einer Stelle sagt er:

> „Es ist auch kein größerer Schade der Christenheit, denn der Kinder versäumen. Denn, soll man der Christenheit wieder helfen, so muß man fürwahr an den Kindern anheben, wie vorzeiten geschehn."

Und auf einer andern:

> „Was hilft es dir, wenn du für dich selbst noch so fromm bist, bist aber fahrlässig in Auferziehung deiner Kinder? Man findet Leute, die dienen Gott mit viel seltsamer Uebung, sie fasten, tragen rauhe Kleider und halten viele Dinge aus eigener Andacht; aber den wahren Gottesdienst ihres Hauses, die Kinder recht zu ziehen, gehen sie blindlings vorbei, und machen es, wie vorzeiten die Juden, die den Tempel Gottes verließen und opferten auf den Höhen. — — — Glaube mir, es ist viel nöthiger, daß du achtest und Sorge habest, die Kinder wohl zu ziehen, denn Ablaß lösen, Gebete thun,

fremde Kirchen besuchen, oder viel Gelübde thun. Also habt ihr Väter und Mütter, wie ihr euch halten sollt gegen eure Kinder, auf daß ihr mit Recht Eltern heißen möget, und zusehet, daß ihr nicht mit euren Kindern verderbet. Die verderben aber ihre Kinder, die sie wissentlich versäumen, lassen sie aufwachsen ohne Unterweisung und Strafe des Herrn: und ob sie ihnen schon nicht böse Exempel geben, so verderben sie sie doch damit, daß sie ihnen zu viel nachlassen aus überflüssiger fleischlicher Liebe. Ja, sprechen sie, es sind noch Kinder, sie verstehen noch nicht, was sie thun. Es ist wahr. Aber ein Hund oder ein Pferd, oder ein Esel verstehen auch nicht, was sie thun, dennoch lehret man sie gehen, herzukommen, nachfolgen, etwas thun oder lassen, ob sie es wohl nicht verstehen. — — — Solche Leute, die mit ihren Kindern also zärteln, die werden auch ihrer Kinder Sünde tragen, so wohl, als wenn sie sie selbst begangen hätten."

Hat Luther hier in seiner kräftigen, eindringlichen Sprache nicht einen Grundfehler gerügt, der, wie zu jener Zeit, noch heute die Arbeit und den treuen Fleiß der Lehrer zu Schanden macht? Die Eltern sind zu gleichgültig für die geistige Erziehung ihrer Kinder. Sind sie nur kräftig, gesund und wohlgenährt, dann meinen die Eltern genug gethan zu haben; sie schicken die Kinder zur Schule — es giebt noch viele Leute, die es nur thun, weil sie müssen — und da mag dann der Lehrer für das Weitere sorgen, den Eltern ist es gleichgültig. — Ich will den Commentar zu Luthers Worten nicht zu weit ausspinnen; es ist jedem denkenden Leser von selbst einleuchtend, wenn nicht die Eltern schon ihren Kindern auch eine geistige Erziehung geben; wenn nicht die Eltern auch während der Schulzeit ihre rege Theilnahme am geistigen Wachsthume ihrer Kinder zu erkennen geben, dann bauen die Lehrer auf Sand.

Doch ich muß noch den Vergleich, welchen Luther zwischen jenen Hausthieren und den Kindern in Bezug auf Erziehung anwendet, erwähnen. Es liegt in ihm ein wichtiger, pädagogischer Grundsatz. Es wird nämlich häufig von Eltern und Lehrern ihre übergroße und schädliche Nachsicht, ihre Vernach-

läſſigung bei Gewöhnung der Kinder zur Ordnung, zum Gehorſam und den anderen, für das Leben ſo nothwendigen Tugenden mit dem Unverſtande der Kinder entſchuldigt. Ich habe wohl nicht nöthig auszuſprechen, wer bei dieſer Handlungsweiſe unverſtändiger iſt, der Erziehende, oder der Zögling. Luther will durch ſeinen Vergleich ſagen, daß die Kinder ſchon früher an dieſe Dinge gewöhnt werden müſſen, ehe ihnen das vollſtändige Verſtändniß derſelben möglich iſt. Daß er nicht meint, ſie ſollten nur mit Härte, Strenge und Schlägen, wie das liebe Vieh, gezogen werden, ſagt er ſchon vor jener Stelle:

„Das erſte, das er (Gott) den Kindern will gethan haben, ſo das Gemüth anlanget (denn von leiblicher Pflege ſagt er hier, wo er über Epheſ. 6, V. 1. ſpricht, nichts) iſt, daß ſie (die Eltern) die Kinder nicht zu Zorn und Kleinmüthigkeit reizen. Das iſt wider die, die ihre Kinder mit Ungeſtüm erziehen. Daraus kommt, daß der Kinder Gemüth, weil es noch zart iſt, ganz in Furcht und Blödigkeit geräth, und erwächſet in ihnen ein Haß gegen die Eltern, daß ſie entlaufen und thun, was ſie ſonſt nimmer gethan hätten. Denn was für Hoffnung mag ſein von einem Menſchen, der einen Haß und Mißtrauen hat zu ſeinen Eltern, und ganz an ihnen verzaget.“

Und auf einer andern Stelle ſagt Luther:

„Die Erfahrung lehrt, daß durch Liebe weit mehr ausgerichtet werden könne, als durch knechtiſche Furcht und Zwang.“

So will ſchon Luther den unſinnigen Geiſt von der Erziehung verbannen, der durch liebloſe Härte und Strenge das kindliche Gemüth leiten will; ebenſo wenig will er von einer verzärtelnden übergroßen »fleiſchlichen Liebe« etwas wiſſen. Was er will und was noth thut, das iſt *ernſte Liebe* und *liebevoller Ernſt* in Lehre, Ermahnung und Strafe.

An dieſem Grundſatze hält Luther feſt, wo er auch über Erziehung ſpricht. Und ſeine Schriften ſind ja ſo voll von pädagogiſchen Bemerkungen. Doch eine Schrift iſt es ganz beſonders, durch welche er die Errichtung von Schulen der Obrigkeit und allen Menſchenfreunden ans Herz legt; es iſt

dies sein Schreiben »an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. Anno 1524.«

Der Raum erlaubt mir nicht, das ganze interessante und wichtige Schriftstück wortgetreu mitzutheilen; ich muß mich daher begnügen, einzelne Stellen daraus hervorzuheben. Es beginnt mit einer Entschuldigung Luthers, daß er, der Geächtete und mit Bann Belegte, für so hohe und heilige Sache das Wort ergreife.

„Aber weil mir Gott den Mund aufgethan hat und mich heißen reden, dazu so kräftiglich bei mir stehet, und meine Sache ohne meinen Rath und That, so viel stärker macht und weiter ausbreitet, so viel sie mehr toben, — — — darum will ich reden (wie Esaias sagt) und nicht schweigen, weil ich lebe, bis daß Christi Gerechtigkeit ausbreche, wie ein Glanz, und seine heilwertige Gnade wie eine Lampe angezündet werde. — — — Derohalben bitte ich euch alle, meine lieben Herren und Freunde, um Gottes willen und der armen Jugend willen, wollet diese Sache nicht so gering achten, wie viele thun, die nicht sehen, was der Welt Fürst gedenket. Denn es ist eine ernste und große Sache, da Christo und aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volke helfen und rathen. Damit ist denn auch uns und allen geholfen und gerathen. — — — Liebe Herren, muß man jährlich so viel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe; warum sollte man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zweene hielte zu Schulmeistern.“

Hernach zeigt Luther in seiner Schrift die Nothwendigkeit der Schulen:

„Aufs erste, sind etliche (Eltern) auch nicht so fromm und redlich, daß sie es thäten (die Kinder erziehen und unterrichten), ob sie es gleich könnten, sondern wie die Straußen härten sie sich auch gegen ihre Jungen, und lassen dabei bleiben, daß sie die Eier von sich geworfen und Kinder gezeugt haben; nicht mehr thun sie dazu. Nun diese Kinder sollen dennoch unter uns und bei uns leben in gemeiner Stadt. Wie will denn Vernunft und sonderlich christliche Liebe das leiden, daß sie ungezogen aufwachsen und den

andern Kindern Gift und Geschmeiße sein, damit zuletzt eine ganze Stadt verderbet wird; wie es denn zu Sodom und Gomorra und Gaba und etlichen mehr Städten ergangen ist. Aufs andere, so ist der größte Haufe der Eltern leider! ungeschickt dazu, und nicht weiß, wie man Kinder ziehen und lehren soll. Denn sie selbst nichts gelernt haben, ohne den Bauch versorgen; und gehören sonderliche Leute dazu, die Kinder wohl und recht lehren und ziehen sollen. Aufs dritte, obgleich die Eltern geschickt wären, und wolltens gerne selbst thun, so haben sie vor andern Geschäften und Haushalten weder Zeit noch Raum dazu: also daß die Noth zwinget, gemeine Zuchtmeister für die Kinder zu halten."

Hernach kommt das Lob der alten Sprachen in Luthers Schreiben; und wenn man ihn heute fragen sollte und könnte, ob einer Schulmeister werden könne, der nichts vom Latein wisse, was würde er antworten?

Luther war überhaupt in vielen Dingen, namentlich auch in pädagogischen, freisinniger, als noch manche Leute ein und zwei Jahrhunderte später. So erkannte er auch, wie wichtig die Erziehung des weiblichen Geschlechts sei; und wenn er sich auch nicht so deutlich ausspricht, wie Rousseau in seinem »Emil«:

„Die Menschen werden immer sein, was die Frauen aus ihnen zu machen belieben; sollen die Menschen groß und tugendhaft werden, so lehre man die Frauen, was Größe und Tugend sei;"

so erkennt er doch an, daß das weibliche Geschlecht in dieser Beziehung gleichberechtigt mit dem männlichen sei. Er sagt in seinem Schreiben:

„Nun ist hie nicht noth zu sagen, wie das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung und Stand ist, davon ich sonst viel gesagt habe, daß ich hoffe, es zweifle Niemand daran; sondern ist zu handeln, wie man feine und geschickte Leute darin kriege. Und hie bieten uns die Heiden einen großen Trotz und Schmach an, die vor Zeiten, sonderlich die Griechen und Römer, gar nichts gewußt haben, ob solcher Stand Gott gefiele oder nicht, und haben doch mit solchem Ernst und Fleiß die jungen Knaben und Mägdlein lassen lehren und aufziehen, daß sie geschickt dazu würden; daß ich mich unserer Christen schämen muß, wenn ich daran gedenke, und sonderlich unserer Deutschen, die wir sogar Stöcke und Thiere sind, und sagen dürfen: Ja, was sollen die Schulen, so man nicht soll

geistlich werden? Die wir doch wissen, oder je wissen sollen, wie ein nöthiges und nützliches Ding es ist, und Gott so angenehm, wo ein Fürst, Herr, Rathsmann, oder was regieren soll, gelehrt und geschickt ist, denselben Stand christlich zu führen. Wenn nun gleich, wie ich gesagt habe, keine Seele wäre, und man der Schulen und Sprachen gar nichts dürfte um der Schrift und Gottes willen; so wäre doch allein diese Ursache genugsam, die allerbesten Schulen, beide für Knaben und Mädchen, an allen Orten aufzurichten, daß die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf seiner geschickter Männer und Frauen. Daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde. Nun, solche Männer müssen aus Knaben werden, und solche Frauen müssen aus Mägdlein werden; darum ist's zu thun, daß man Knäblein und Mägdlein recht lehre und aufziehe."

Nachdem der eifrige Dr. Luther so kräftig für die Erziehung überhaupt und die Errichtung von Schulen gesprochen, Nothwendigkeit, Zweck und Umfang derselben gezeigt hat, weist er noch auf ein Mittel zur Fortbildung hin, das noch in unseren Zeiten, wenn auch anerkannt, doch nicht genug benutzt und noch häufiger gemißbraucht wird. Es ist die Anlegung von Bibliotheken:

„Am Letzten ist auch das wohl zu bedenken, allen diejenigen, so Liebe und Lust haben, daß solche Schulen und Sprachen in deutschen Landen aufgerichtet und erhalten werden, daß man Fleiß und Kost nicht spare, gute Libereien und Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten, die solches wohl vermögen, zu schaffen."

In unserer Zeit vermögen das aber nicht blos die großen Städte, sondern jedes Dorf ist im Stande, eine solche Bibliothek »zu schaffen«. Luther sah wohl ein, daß das eigne Lesen guter Bücher, »Privatstudien«, wenn man es durchaus so nennen will, eines der größten Bildungsmittel ist. Darum räth er auch zu einer guten Auswahl der Bücher; denn es versteht sich von selbst, daß auch die Privatlektüre der Kinder, wenn sie nicht mehr schaden, als nützen soll, richtig geleitet und beaufsichtigt werden muß, und zwar auf eine Weise, daß die

Zöglinge es selbst nicht fühlen, da sie sonst schwerlich mit rechter Lust daran gehen würden.

Luther sagt:

„Aber mein Rath ist nicht, daß man ohne Unterschied allerlei Bücher zu Hause raffe, und nicht mehr gedenke, denn nur auf die Menge und Haufen Bücher. Ich wollte die Wahl darunter haben, daß nicht noth sei aller Juristen Comment, aller Theologen Sententiarum und aller Philosophen Quästiones und aller Mönche Sermones zu sammeln. Ja, ich wollte solchen Mist ganz ausstoßen, und mit rechtschaffenen Büchern meine Liberei versorgen, und gelehrte Leute darüber zu Rathe nehmen."

Wenn ich nun auch nicht alle Bücher, die Luther für die Bibliotheken seiner Zeit empfahl, für eine Jugend- oder Volks-Bibliothek unserer Zeit geeignet halte, so bin ich doch darin ganz mit Luther einverstanden, daß »mit den fürnehmsten aber sollten sein die Chroniken und Historien; denn dieselben wundernütze sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werk zu sehen.«

Sein Schreiben schließt Luther also:

„Derohalben bitte ich euch, meine lieben Herren, wollet diese meine Treue und Fleiß bei euch lassen Frucht schaffen. Und ob Etliche wären, die mich zu geringe dafür hielten, daß sie meines Raths sollten leben, oder mich, als den Verdammten von den Tyrannen verachten; die wollten doch ansehen, daß ich nicht das meine, sondern allein des ganzen deutschen Landes Glück und Heil suche. Und ob ich schon ein Narr wäre und träfe doch was Guts, sollte je keinem Weisen eine Schande dünken mir zu folgen. Und ob ich gleich ein Türke und Heide wäre, so man doch siehet, daß nicht mir daraus kann der Nutz kommen, sondern den Christen, sollen sie doch billig meinen Dienst nicht verachten. Es hat wohl jemals ein Narr baß zu gerathen, denn ein ganzer Rath der Klugen. Moses mußte sich von Jethro lehren lassen (2 Mos. 18, 17. ff.).

Hiemit befehle ich euch alle Gottes Gnaden, der wolle eure Herzen erweichen und anzünden, daß sie sich der armen, elenden, verlassnen Jugend mit Ernst annehmen und durch göttliche Hilfe ihnen rathen und helfen zu seligem und christlichem Regiment deutschen Landes, an Leib und Seel, mit aller Fülle und Ueberfluß,

zu Lob und Ehren Gott dem Vater durch Jesum Christum unsern Heiland, Amen."

Die Worte des geächteten Mannes aber zündeten in vielen deutschen Herzen die Fackel der Liebe an; immer mehr Schulen entstanden; immer allgemeiner wurde der Trieb zu lernen: jeder wollte ja das theure Gotteswort in der lieben Muttersprache lesen können. Nach dem Reichstage zu Speyer (1526) erhielt Luther vom Kurfürsten Johann von Sachsen den Auftrag zur Revision der Schulen (1527). »Da hat er überall tüchtige Leute verordnet, alte und verlebte ziemlich versorget, und wo es Noth war, neue Schulen eingerichtet.«

Im Jahre 1528 schrieb Luther den großen und 1529 den kleinen Katechismus.

Letzterer wird bis in unseren Tagen von den Schülern auswendig gelernt. Er ist ein rechtes Schulbuch geworden, mit dem freilich auch oft Mißbrauch getrieben ist und wird. Sehr interessant ist die Vorrede zu diesem Büchlein; doch setze ich dieselbe als allgemein bekannt voraus.

Noch muß ich der kernigen Kirchenlieder Erwähnung thun, die Luther gedichtet hat. Sie tragen am deutlichsten den Stempel des Geistes, der in Luther lebte. Darin ist nervige Kraft, innige Hingebung, hoher Muth und Todesverachtung. Darin ist der ganze Luther.

Im Jahre 1537 verfaßte Luther die »schmalkaldischen Artikel«, eine (die fünfte) Bekenntnißschrift des lutherischen Glaubens. Die letzte Zeit seines Lebens wurde Luther vielfach verbittert, durch das Pfaffengezänk um Kleinigkeiten, die sie zu erheblichen Dingen machen wollten. Luther aber hat mit Treue und Fleiß zum Frieden gerathen und geschrieben. Im Jahre 1546 wurde Luther von den Grafen von Mansfeld zur Schlichtung eines Streites berufen und starb auf dieser Reise am 18. Februar 1546, mit der frohen Zuversicht, Gott werde sein Werk segnen und fördern, daß es wachse und zunehme. Im Jahre 1525 hatte Luther eine frühere Nonne, Catharina

von Bora, geheirathet, aus welcher Ehe sechs Kinder hervorgingen. Ein Brief Luthers an sein ältestes Söhnlein »Hänschen« ist uns noch aufbewahrt, und ist ein schönes Zeugniß, wie kindlich der große Mann mit Kindern sein konnte.

Vieles könnte ich noch angeführt haben aus Luthers Schriften von seinen pädagogischen Grundsätzen, z. B. wie er Musik und Gesang empfiehlt, wie er das Verständniß der Sache neben der Rede als nothwendig hervorhebt, wie er das Lehramt preist[1] und die Lehrer tröstet, wenn ihr Wirken nicht überall guten Erfolg hat, wenn Undank ihr Streben vergilt; aber ich würde dann ein ganzes Werk über Luther allein schreiben müssen. Aber leset, ihr Lehrer, die Werke Luthers, es wird manches Wort wohlthuend und tröstend, erhebend und kräftigend in eurer Seele haften bleiben. Und wenn ihr Manches findet, was nicht mehr für unsere Zeiten passend erscheint, so bedenket das Wort unsers großen Schiller:

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten."

Philipp Melanchthon,

der Lehrer Deutschlands.

Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten.

Göthe.

Luther und Melanchthon — zwei edle Menschen, die einander anzogen und festhielten, weil sie sich bedurften, ergänzten.

[1] „Und ich", sagt er, „wenn ich vom Predigtamte und andern Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, als Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk das allernützlichste, größeste und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist."

Sie fühlten, wie sie nur beide zusammen das rechte Werkzeug waren, um so große Dinge in Schule, Kirche und Leben zu vollbringen. Ja, sie bedurften sich sehr bald auch für ihr Privatleben. Einer hatte immer, was dem andern fehlte.

Philipp Melanchthon wurde geboren am 16. Februar 1497 zu Bretten, einem kleinen Städtchen in Baden. Sein Vater, Georg Schwarzerd, ein Waffenschmied, war ein redlicher, frommer und dabei ein kluger und verständiger Mann. Philipp wurde von seinem Großvater mütterlicherseits, Johannes Reuther, zu sich genommen und dieser ließ ihn durch Johannes Hungarus unterrichten.

Dieser knüpfte den Unterricht hauptsächlich an die lateinische Grammatik, durch unabläßiges Fragen und sokratische Lehrweise den jugendlichen Geist weit mehr anregend und bildend, als durch trockenes Dociren. Der Knabe wurde wegen seiner lebhaften und leichten Mittheilung, seiner Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit der Liebling der Stadt. Kamen fremde Schüler gezogen, so wollte er sie immer zu Gesprächen veranlassen; gingen dieselben darauf ein, so setzte er ihnen stark zu, denn er hatte viel gelesen, und was er hörte und las, behielt er fest. Darin, d. h. im schnellen Auffassen und guten Behalten des Erlernten zeigte er eine außerordentliche Kraft, und was er wußte, konnte er mit Klarheit und Bestimmtheit wiedergeben. Das Erlernte mitzutheilen war ihm Bedürfniß. Den lästigen Naturfehler, das Stammeln, unterdrückte er bald durch Aufmerksamkeit auf seine Aussprache.

Im Jahre 1507 starben Philipps Vater und Großvater, und er kam jetzt in das Haus seiner Großmutter, einer Schwester des berühmten Reuchlin, nach Pforzheim. Hier übte Reuchlin einen großen Einfluß auf den Knaben aus und übersetzte auch seinen deutschen Namen in das griechische Melanchthon. Nach zwei Jahren ging er zur Universität Heidelberg, wo er 1511 Baccalaureus wurde. Um diese Zeit ertheilte er den Söhnen eines Grafen Löwenstein Unterricht.

Auch in Heidelberg glänzten Melanchthons große Gaben und edles Benehmen. Als einst ein Lehrer während des Unterrichtes unpäßlich wurde, trug dieser ihm auf für ihn fortzufahren. Ein anderer Lehrer wollte etwas aus dem Griechischen beantwortet wissen und fragte im öffentlichen Auditorium: Wo finde ich einen Griechen? Alles rief: Melanchthon, Melanchthon! So anerkannt waren seine Kenntnisse, so wenig beneidet durch die Bescheidenheit seines Benehmens. 1512 verließ er Heidelberg, um in Tübingen seine Studien fortzusetzen.

Melanchthon war ein universeller Kopf; es gab fast keinen Zweig der Wissenschaft, auf dem er nicht Bedeutendes geleistet hätte. Außer Latein, Griechisch, Hebräisch, Mathematik hörte er auch philosophische, medicinische, astronomische, geschichtliche und theologische Vorlesungen. Hier in Tübingen ward er auch bald in den Kampf der neuen Zeit mit der alten, der um diese Zeit auf jedem Gebiete losbrach, hineingezogen; er folgte dem Strome der neuen Zeit; denn sein klarer Verstand begriff, daß es bei dem alten nicht bleiben könne. 1514, in seinem siebenzehnten Jahre ward er Magister, und hielt nun selbst Vorlesungen, zuerst über lateinische Dichter. Im Jahre 1518 schrieb er eine griechische Grammatik, die für die Gründlichkeit seiner Kenntnisse den besten Beweis ablegt. Sein gelehrter, geistvoller Vortrag machte ihn bald zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und selbst der große Erasmus von Rotterdam gab ihm den besten Beweis.[1] Tübingen betrauerte daher den Verlust seiner größten Zierde, als Melanchthon von Reuchlin dem Kurfürsten von Sachsen auf dessen Anfragen als Lehrer des Griechischen für die neue Universität Wittenberg

[1] Er schreibt von ihm: „Aber, unsterblicher Gott, welche Hoffnungen gewährt dieser sehr junge Mensch, fast noch ein Knabe; in beider Literatur ist er gleich hoch zu schätzen. Welcher Scharfsinn der Erfindung, welche Reinheit der Sprache, welche Eleganz, welches Gedächtniß der unbekanntesten Sachen, welche weise Belesenheit!"

empfohlen, dorthin zog und am 25. August 1518, 22 Jahre alt, dort anlangte. Gleich von Anfang fühlten sich Luther und Melanchthon, obgleich ersterer 14 Jahre älter war, von einander angezogen, und schlossen den innigen Freundschaftsbund, der erst durch den Tod gelöst wurde. Im Jahre 1520 heirathete Melanchthon Catharina Krapp, Tochter des Bürgermeisters zu Wittenberg. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne und zwei Töchter hervor, wovon ihn jedoch nur ein Sohn und eine Tochter überlebten. Das häusliche Leben Melanchthons und sein guter sanftmüthiger Sinn sind so bekannt, daß ich mich füglich jeder weiteren Schilderung enthalten darf. Wie schmerzlich ihn der Tod des geliebten Luther ergriff, kann man sich bei seinem gefühlvollen Herzen leicht denken. 1557 starb auch seine Frau, während er auf einer Reise begriffen war; ihm kam bei dieser Nachricht die Ahnung seines eigenen baldigen Todes. Am 19. April 1560 entschlief er sanft.

Was Melanchthon für die Kirche gethan hat, gehört nicht hieher; ich erwähne nur, daß er der Verfasser der »Augsburgischen Confession« und der dazu gehörenden Apologie ist. Sein Wirken für die Pädagogik insbesondere bestand zuerst in seiner Thätigkeit als Professor der Universität Wittenberg. Seine Vorlesungen verbreiteten sich fast über alle Gegenstände der Wissenschaft. Seine Vorträge waren, wie noch heute seine Schriften bezeugen, von außerordentlicher Klarheit und Gründlichkeit; er war ein Meister in der Dialektik und Grammatik, und dabei hatte er ein tiefes inneres Verständniß des Stoffes; in der Rhetorik behauptet er selbst, nicht so sicher zu sein; er meint, sein Styl sei trocken und nüchtern. Doch eben diese Klarheit, die alles ignorirte, was nicht zur Sache gehörte, zog oft bis 2000 Zuhörer zu ihm, aus allen Gegenden Europa's. Ueberdies umfaßte er alle Studirende mit einer Liebe und Freundlichkeit, war so rücksichtsvoll, daß ihm wieder die größte Liebe und Achtung, ja Verehrung zu Theil werden mußte. Von diesen seinen Schülern sind später Joachim Camerarius

(sein Biograph, Rector am Gymnasium zu Nürnberg), Valentin Trotzendorf (Rector der Goldberger Schule, geboren 1490 † 1556) und Michael Neander (an der Klosterschule zu Ilfeld am Harz, geboren 1525 † 1595) die wichtigsten für die Pädagogik geworden.

Diese und viele andere Männer bildete er für das Schulfach, von welchem er die höchste Vorstellung hegte, trotzdem er auch seine Bitterkeiten im reichlichsten Maße erfahren hatte, wie man aus seinen Fabeln von der Schlange, vom ersäuften Hunde, vom alten Pferde sieht, und aus seiner Rede de miseriis et aerumnis paedagogorum (von den Kümmernissen und Mühseligkeiten der Erzieher.) Dennoch schreibt er in einem Briefe an seinen Freund Sturm in Straßburg:

„Das Schulleben ist ewig glänzend, es macht sich um das Menschengeschlecht am meisten verdient, und es ist die einzige Leuchte des Lebens.“ Luther schreibt von ihm: „Wer Philippum nicht zum Lehrer anerkennt, der muß ein rechter . . . und Bacchant sein, den der Dünkel gebissen hat. Es ist auf Erden keiner, den die Sonne bescheint, der solche dona hätte, als Philippus.“

Im Jahre 1527 war Melanchthon mit bei der Deputation, die mit Luthern an der Spitze die Schulen Sachsens zu visitiren hatte. 1528 gab er sein »Visitationsbüchlein« heraus, das von großem Einflusse für die Kirchen und Schulen war; es war die erste evangelische Kirchen- und Schulordnung. Was die Schulen anbetrifft, so war darin verordnet, daß die Kinder in den Schulen in drei Haufen getheilt würden. In den ersten Haufen sollten die kommen, die lesen lernen, in den zweiten, so lesen können und sollen nun die Grammatika lernen. Wöchentlich einen Tag sollen sie »christliche Unterweisung« erhalten und etliche leichte Psalmen auswendig lernen, z. B. 112, 34, 128, 125, 127, 133. Auch soll das Evangelium Matthäus, die Episteln an Timotheus oder die Sprüche Salamonis gelesen und ausgelegt werden; unfruchtbar aber nennt es Melanchthon, wenn die Kinder mit dem Jesaias, dem Römer-

brief, dem Evangelium Johannis u. a. belastet werden. Der dritte Haufe soll, wenn er sicher in Etymologiam, zur Metrik u. s. w. geführt werden. Musik und Gesang wird allen drei Haufen empfohlen.

Wir sehen hier, wie Melanchthon durchaus nur gelehrte Schulen vor Augen und im Sinne hatte, da das Latein so ausschließlich gefordert wird. Doch das war noch ein Fehler jener Zeit. Luther gab zwar die erste Anregung zu Volksschulen, doch vergingen noch lange Jahre darüber, ehe sich der Gebrauch, die deutsche Sprache als Unterrichtsmittel einzuführen, Bahn brach, und noch mehr, ehe die deutsche Sprache auch Unterrichtsgegenstand wurde.

Philipp Melanchthon hat eine große Menge Bücher über die verschiedensten Lehrgegenstände in den verschiedensten Wissenschaften geschrieben. So eine griechische, eine lateinische Grammatik, mehrere Lehrbücher der Dialektik, eins der Rhetorik, eins der Physik (nach Aristoteles), eins der Ethik (Tugendlehre), ferner ist noch eine Sammlung akademischer Reden Melanchthons vorhanden.

Ganz im Gegensatz zu vielen Theologen unserer Zeit drang er auf Gelehrsamkeit (nicht nur der Theologen), weil Unwissenheit des Volkes ein Fluch für Staat und Kirche sei.

Zur Verbesserung und Veredelung des Stils empfiehlt er das Lesen der alten (klassischen) Dichter, Geschichtsschreiber und Redner, wie auch Stilübung in Prosa und Poesie.

Seinen Schülern gab er sich oft und gern hin. Fast immer speisten einige deutsche oder ausländische Jünglinge an seinem Tische, woran oft 10 Sprachen gesprochen wurden. »Ich kenne nichts Schöneres,« sagte er, »als junge Seelen um mich zu sehen, die mir so nahe verwandt sind.« Auf seinen Reisen, welche er meist zu Pferde machte, umgab ihn stets eine Begleitung seiner Schüler. Scherz und Ernst verkürzten den Weg. Manchmal erzählte er ihnen eine Geschichte oder gab ihnen Räthsel und sinnreiche Sätze auf.

Sein überaus glückliches Gedächtniß kam ihm dabei sehr zu statten. Und dieses alles war ihm nur Erholung.

Joh. Keßler, geb. in St. Gallen 1502, welcher 1522 zu Wittenberg studirte, giebt in seinem Buche Sabbatha folgende Schilderung Melanchthons:

„Er ist nach Leibesform eine kleine, unachtbare Person, vermeinest, er wäre ein Knab nit über 18 Jahren, so er neben dem Martino Luther geht; wenn sie aus innerlicher Liebe, ohne Unterlaß, bei einander wohnen, stehen und gehen, übertrifft ihn Martinus nach der Länge mit ganzen Achseln. Nach Verstand aber, Gelehrte und Kunst, ein großer, starker Ries und Held, daß einen verwundern möcht, in einem so kleinen Leib, so einen großen, unübersehlichen Berg, Kunst und Weisheit verschlossen liegen. Diesen Philippum hat der Churfurst gen Wittenberg im 1518 Jahre, seines Alters ungefähr im 26sten beschickt. Allda lebte er noch im grünenden Alter, wo ihn Mart. Luther mit einem ehelichen Span (sponsa) versehen, bei welchem er wandelt im Segen Gottes vieler und hübscher Kinder. Ist bei allen Gelehrten von wegen seiner Gaben in hoher Achtung. Ja es müssen Freund und Feind sich an ihm, als einem David gegen den erschlagenen Goliath, hoch verwundern.“

O, daß doch zwei Männer wie Luther und Melanchthon im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts erständen, wie würde alle Lüge, alle Heuchelei in Kirche und Schule erzittern vor den gewaltigen Hammerschlägen ihrer Worte. Ja, zwei Männer, einer frei und kampfesfurchtlos und entschieden, der andere sanft, freundlich und bescheiden, beide aber gelehrt, verständig und ein Herz im Busen, das warm schlägt für das Wohl der Menschheit, daß sie oft sich selbst darüber vergaßen. Denn mag auch der Leib der Edeln modern, ihr Andenken lebt ewig im Herzen der Menschen; der Geist, der in ihnen lebte und wirkte, der sie zu großen Thaten trieb, der Geist des »Vorwärts«, er schlummert nicht; er wird nie ablassen die Menschen auf diese Bahn zu treiben. »Auf daß sie alle eins seien, gleichwie wir eins sind!« (Worte des sterbenden Melanchthon aus dem hohenpriesterlichen Gebet Christi.)

Johann Amos Comenius.

Zu Comnia bei Prerau in Mähren wurde Comenius am 18. (28.?) März 1592 geboren. Er nahm den Namen Comenius von seinem Geburtsorte an, der wahre ist unbekannt. Früh schon verlor er seine Eltern; Vormünder und Pfleger vernachlässigten ihn so, daß er erst im 16. Jahre anfing das Latein zu lernen; er selbst sagt darüber, daß seine eigene Vernachlässigung ihm schon früh Mitleid gegen andere eingeflößt habe. Comenius studirte in Herborn (Herzogthum Nassau) und an andern Orten. In Herborn war Alsted sein Lehrer, der wohl am meisten auf Comenius gewirkt hat. Er kehrte 1614 in sein Vaterland zurück und wurde Rector der Schule zu Prerau und 1618 Prediger zu Fulneck, wo schon seit 1480 der Hauptsitz der böhmisch-mährischen Brüder (zu denen auch seine Eltern gehörten) und der Waldenser war. Als Prediger arbeitete Comenius auch an der Schule und schrieb Schulbücher, verlor aber, als 1621 die Spanier Fulneck verwüsteten, plünderten und verbrannten, seine Bücher, seine Manuscripte, seine ganze Habe. Im Jahre 1624 mußte er nebst allen evangelischen Predigern die österreichischen Staaten verlassen. Er ging, und zwar zunächst zu einem Baron Sadowski, für dessen Hauslehrer er eine kurze »Methodologie« schrieb, dann aber mit seiner ebenfalls vertriebenen Heerde nach Polen in das Städtchen Lissa. Auf dem Grenzgebirge fiel er auf seine Kniee und betete, mit dem Angesichte nach dem verlassenen Lande, daß doch Gott nicht gar mit seinem Werke von diesen Ländern weichen möchte.

In Lissa lehrte er namentlich Latein und gab im Jahre 1631 seine „Janua linguarum reserata“ heraus, eine neue Weise Sprachen, insbesondere Latein zu lehren. Dies Buch begründete seinen Ruhm. Es ist nicht nur in 12 europäische Sprachen, die lateinische, griechische, böhmische, polnische, deutsche, schwedische, holländische, englische, französische, spanische,

italieniſche, ungariſche überſetzt, ſondern auch in aſiatiſche, z. B. die arabiſche, türkiſche, perſiſche u. ſ. w.

Der Verfaſſer entdeckte und zeigte in dieſem Buche die ſinnliche Lehrart, wodurch die Sprachen der Jugend als Schlüſſel zu nützlichen Sachkenntniſſen auf eine ihr angenehme Weiſe beigebracht werden und das langweilige Lernen einer trockenen Nomenclatur erſpart wird.

Noch in Liſſa entwarf er ſeine »große Didaktik«. — Der große Ruf, den ihm ſeine Janua bereitet hatte, veranlaßte die ſchwediſchen Reichsſtände 1638 ihn mit dem Antrage »ihre Schulen zu reformiren« zu beehren. Er ſchlug dieſen Antrag jedoch aus und ging, als er 1641 von England eine ähnliche Aufforderung erhielt, nach London. Für dieſes Land wurden aber ſeine Pläne durch den innern Krieg, in welchen England damals verwickelt wurde, geſtört, und Comenius ging nach Schweden. Oxenſtierna, der große Kanzler, »der nordiſche Adler« leitete dieſes Reich und wurde, zwar nur nach einem ſcharfen Examen, des Comenius Gönner. Er bekam den Auftrag in Elbing ein Werk über ſeine Methode auszuarbeiten. Das dauerte vier Jahre. Nachdem es fertig und von ſchwediſchen Commiſſarien geprüft und des Druckes würdig gefunden worden war, reiſte er nach Elbing und dann nach Liſſa zurück, wo es 1648 als »Neue Methode der Sprachen« herauskam. Es war das Schlußjahr des furchtbaren dreißigjährigen Krieges; und Comenius ſagt nun zu den Fürſten:

„Ihr habt Vieles zerſtört, o Ihr Mächtigen, erbauet nun wieder Vieles! Ahmt hierin dem nach, der Euch an ſeiner Statt zu Verwaltern der menſchlichen Angelegenheiten geſetzt hat; Er zerſtört, um zu bauen, reutet aus, um zu pflanzen.“

Comenius reiſte 1650 nach Siebenbürgen auf des Fürſten Ragozki Einladung und vollendete hier ſein zweites berühmtes Werk, den „Orbis pictus“. Da er jedoch dort keinen Kupferſtecher fand, ſo mußte er nach Nürnberg ſchicken, wo der Druck ſich noch drei Jahre verzögerte.

1654 kehrte Comenius nach Lissa zurück, wo er bis 1656 blieb; zum zweiten Male verlor er Hab und Gut, Bibliothek und Manuscripte, die Arbeit vieler Jahre, da die Polen die Stadt verbrannten. Er flüchtete nach Schlesien, ins Brandenburgische, nach Hamburg und zuletzt nach Amsterdam, wo er blieb bis an sein Ende und die Kinder reicher Kaufleute unterrichtete. In seinem 80. Jahre am 15. November 1671 entschlief er sanft. Sein ganzes Leben war dem Schulwesen gewidmet, das er durch eigene praktische Bemühungen und durch Schriften zu verbessern suchte.

In der Religion war er ein Schwärmer; er suchte in der Apokalypse den damaligen Zustand Europa's zu entdecken und erwartete 1672 das tausendjährige Reich. Daß er aber dabei ein durch und durch frommer, gottergebener Mann war, der auch namentlich strebte die verschiedenen Confessionen zu vereinbaren, erhellt aus seinen im Angesichte des Todes geschriebenen Confessionen.

Adelung sagt, daß Comenius 92 Werke geschrieben habe; wahrscheinlich aber hat er zu tief gegriffen. Wir haben es hier nur mit den pädagogischen zu thun, deren Menge allein schon nicht klein ist. Ich will dem Leser hier einige der berühmtesten und wichtigsten nennen und zugleich einige Aussprüche daraus citiren, damit er die Pädagogik des trefflichen Mannes einigermaßen in ihren Grundgedanken kennen lerne.

Didactica magna,

sein erstes bedeutendes Werk, geschrieben als er 36 Jahre alt war.

Es zeichnet sich durch Gedankenfülle und lebendige Frische aus; es spricht darin noch der lebensfrische und muthige Mann; der kühne Schiffer segelt noch mit vollen Segeln ohne zu laviren; man höre ihn:

„Der Mensch lebt ein dreifaches Leben, ein vegetatives, animales und intellectuales oder geistiges; er hat eine dreifache Heimath, den Mutterleib, die Erde, den Himmel. Durch die Geburt tritt

er in die zweite Heimath, durch den Tod in die dritte, ewige. Wie das Kind im Mutterleibe für das irdische Leben zubereitet wird, so bildet sich die Seele durch Mithülfe des Leibes für die Ewigkeit. Glücklich der, der wohlgebildete Glieder auf die Erde, tausendmal glücklicher der, der eine wohlgebildete Seele in den Himmel bringt."

„Der Unterricht wird in dem Maaße leicht von Statten gehn, als die Unterrichtsmethode der Natur folgt. Alles Natürliche geht von selbst."

„Der Unterricht beginne in früher Jugend, da der Sinn noch frei ist, und schreite stufenweise nach Maßgabe der wachsenden Fassungskraft fort."

„Man treibe nicht vielerlei zu gleicher Zeit, sondern eins nach dem andern." — Also das immer und immer wieder ertönende: Non multa sed multum.

„Zuerst lerne man das zunächst Liegende kennen, später das weiter und immer weiter Entfernte." (Z. B. Geographie von der Heimath ausgehen.)

„Der Schüler lerne nichts auswendig, was er nicht begriffen hat."

„Anfangs übe man die Sinne, dann das Gedächtniß, dann den Verstand, zuletzt das Urtheil."

„Damit Ein Lehrer im Stande sei eine große Menge zu unterrichten, theile er die Classe in Decurien und setze über dieselben Decurionen, welche ihm helfen." (Also schon Helfersystem!)

„Lesen und Schreiben werde zugleich gelernt." (Schreiblesen!)

„Mit realer Anschauung, nicht mit verbaler Beschreibung der Dinge muß der Unterricht beginnen. Aus solcher Anschauung entwickelt sich ein gewisses Wissen." —

„Das sinnlich Aufgefaßte haftet am festesten im Gedächtniß, mehr als hundertmal wiederholte Beschreibung und Erzählung; daher sind auch Bilder, z. B. biblische, sehr zu empfehlen." —

„Zuerst ist ein Gegenstand in seiner Totalität ins Auge zu fassen, dann erst seine Theile — dies gilt für's leibliche, wie für's geistige Auge."

Sind das nicht Grundsätze und Principien, die heute gelten — erst heute zur Geltung gekommen sind? Doch eilen wir dem unermüdlichen Manne nach. Es folgten seiner Didaktik drei Schulbücher, das Vestibulum, die verbesserte Janua und

das Atrium. Doch wir müssen diese dahinten lassen, um uns zum vierten, bekanntesten zu wenden, dem Orbis pictus (die gemalte Welt).

Seit mehr als zweihundert Jahren ist dieses Buch ein Lieblingsbuch der Jugend (wenn es auch verschiedene Verwandelungen erfahren hat). Dieses Buch allein ist es, das öfters nur den Namen Comenius ziert. Es enthält eine Bethätigung des in der Vorrede zur Janua ausgesprochenen, aber in ihr nicht realisirten Princips:

„Lehren des Sachlichen und Sprachlichen müssen Hand in Hand gehen, Worte ohne Sachkunde seien leere Worte."

Das Basedow'sche Elementarwerk ist nichts, als ein Orbis pictus des 18. Jahrhunderts. Raumer sagt von dem Comenius'schen Werke:

„Es ist ein Vorläufer künftiger Entwickelungen, als Ziel steht vor Augen: nicht blos eine kümmerliche gemalte Welt in der Schule, sondern soviel möglich die Welt im Originale kennen zu lernen, ja sich mit ihr einzuleben."

Zwanzig Jahre nach seiner Didaktik erschien von Comenius das im Auftrage des Kanzlers Oxenstierna gearbeitete Werk: „Methodus novissima."

Als die drei Hauptstücke seiner Methode nennt hier Comenius: 1) den Parallelismus der Dinge und Worte; 2) die lückenlose Stufenfolge des Unterrichts und 3) das leichte, angenehme, schnell fördernde Verfahren bei seinem Unterricht, da der Schüller in steter Thätigkeit sei.«

Er sagt ferner:

„Lernen heißt: von einem Erkannten zum Wissen eines Unbekannten fortschreiten, wobei also ein Dreifaches in Betracht kommt: ein Unbekanntes, ein Bekanntes und die geistige Bewegung vom Bekannten aus das Unbekannte zu erreichen. Alles werde durch Beispiele, Regeln und Uebung gelehrt.

„Man gehe nicht auf ein Zweites über, bevor man nicht des Ersten mächtig; beim Zweiten wiederhole man das Erste."

„Das Gedächtniß hat drei Aufgaben: einprägen, festhalten, erinnern.“

„Der Lehrer sei nicht ein allzuguter Kopf (!); ist er's, so lerne er Geduld.“

„Die schnell auffassenden Schüler sind nicht immer die besten.“

„Angenehm wird das Lernen den Schülern, wenn der Lehrer sie freundlich und ihrer Natur gemäß behandelt, wenn er ihnen das Ziel ihrer Arbeit zeigt, sie nicht blos zusehen und zuhören, sondern zugreifen und mitsprechen läßt, auch auf Abwechselung bedacht ist.“

„Die Kunst, Menschen zu bilden, ist keine oberflächliche, sondern eines der tiefsten Geheimnisse der Natur und unseres Heils.“

Mit diesem, für jeden Lehrer so beherzigenswerthen Wort verlassen wir diesen merkwürdigen Mann, ihn als Vorläufer aller pädagogischen Systeme der neuern Zeit betrachtend und verehrend.

John Locke.

Dieser scharfsinnige Denker Englands wurde am 29. August 1632 zu Wrington unweit Bristol geboren. Sein Vater, Hauptmann in der Parlamentsarmee während der Bürgerkriege, erzog ihn in früher Jugend streng, in dem Maaße, als er heranwuchs, freier und freundlicher.

Locke vollendete die gewöhnlichen Studien und wurde 1664 englischer Gesandtschaftssekretär in Berlin, kam jedoch schon 1665 zurück. Im Jahre 1666 machte er die Bekanntschaft des Grafen Schaftesbury, dessen damals fünfzehnjährigen Sohn er fortan erzog. Als der Lord später Großkanzler wurde, ward Locke sein Sekretär; auch als Schaftesbury abtrat und von der katholischen Partei bedrängt nach Holland ging, folgte ihm Locke 1683. Im Jahre 1689 kehrte er zurück. In sich selbst gekehrt, wie er immer war, studirte er den Menschen und seine Eigenthümlichkeiten gründlich. In Paris, wohin er seiner Gesundheit wegen gegangen war, voll-

endete er sein berühmtes Werk »über den menschlichen Verstand«, an dem er über 9 Jahre gearbeitet hatte. Doch für Pädagogen interessanter ist sein Werk »Gedanken über Erziehung der Kinder«, welches 1693 erschien, bald neun Auflagen erlebte und ins Französische, Holländische und Deutsche übersetzt wurde. (Die deutsche Uebersetzung ist von Caroline Rudolphie 1778 in Braunschweig erschienen.)

Die pädagogischen Principien desselben sind wohl bald zu errathen; er, der Arzt, war Erzieher eines kränklichen Knaben, den er nicht sterben lassen sollte und durfte (derselbe starb auch nicht, sondern heirathete und hatte 7 Kinder, deren ältestes Locke auch noch erzog); er, der Staatsmann, der den Sohn eines Staatsmannes erzog, mußte ganz besonders die praktische Seite der Erziehung herausheben.

Mens sana in corpore sano, eine gesunde Seele im gesunden Körper, das sei eine vollständige Beschreibung eines glücklichen Zustandes in der Welt. Wer dies beides habe, dem bleibe nicht viel zu wünschen übrig, und wem eins von beiden mangele, dem werde alles andere wenig helfen. Deshalb handelt er zunächst von der Erhaltung und Beförderung der Gesundheit. Er sagt z. B.:

„Kinder müssen nicht zu warm gehalten werden, selbst nicht im Winter; Tag und Nacht, bei Wind und Wetter sollen sie barhäuptig gehn. Täglich sollen sie die Füße in kaltem Wasser waschen und dieselben so abhärten, wie die Hände. Schwimmen müssen alle Knaben lernen. Enge Kleider taugen nicht, am wenigsten die Schnürbrüste der Mädchen. Früh auf, früh zu Bett; 8 Stunden Schlaf genug; man wecke nicht aufschreckend; das Lager sei hart, auf Matratzen, nicht Federbetten. Man gebe wenig Arzenei. Speiseregeln: kein Fleisch, viel Milch. Sehr gesalzene und gewürzte Speisen taugen nicht. Zwischen den Mahlzeiten nur trocken Brot.

Zum Getränk nur Halbbier — nicht Wein oder gar Liqueur. Von Obst sind Melonen, Trauben, Pfirsiche, alle Pflaumen schädlich, dagegen Erd-, Johannis- und Stachelbeeren, Aepfel und Birnen gut.

Weiter ſpricht er über Bildung des Geiſtes, von Strafen und Belohnungen; z. B.

Selbſtverläugnung und Selbſtüberwindung muß früh geübt werden. Den Launen der Kinder muß man nie dienen. Er iſt gegen die Ruthe; denn das Einbläuen erregt Widerwillen, macht feig und ſclaviſch. Durch ſinnlichen Köder, Putz, Leckereien, Geld muß man nicht belohnen; Lob und Tadel wirkt am meiſten, weil die Kinder dafür ſehr empfänglich ſind. Das Streben nach Lob muß bei den Kindern Motiv ihrer Handlungen ſein, bis ſie im reiferen Alter durch „Erkenntniß ihrer Pflicht und durch innere Zufriedenheit, welche der Gehorſam gegen den Schöpfer gewährt,“ beſtimmt werden. Er ſpricht weiter über die Vorzüge der häuslichen Erziehung und unterſcheidet genau zwiſchen verzeihlichen und ſtrafwürdigen Fehlern der Jugend.

Er fordert die Eltern auf zwiſchen ſich und den Kindern Vertraulichkeit der rechten Art zu ſchaffen. Er ſagt, das Kind fürchte und liebe Euch. Herrſchbegierde und Selbſtſucht der Kinder müſſen unterdrückt werden. Dem Weinen und Schreien der Kinder, namentlich dem widerſpenſtigen, muß man ſtreng begegnen. Man entwöhne die Kinder von aller Furcht, doch ſo, daß die Kinder nicht dummdreiſt werden, und gewöhne ſie zum rechten Muth; dieſer bleibt ſeiner mächtig bei jeder Gefahr und in jedem Leiden gewiſſenhaft.

Die häßliche Neigung der Kinder zur Grauſamkeit und zur Thierquälerei iſt zu bekämpfen. Aber was geſchieht? das Gegentheil. Man lehrt die Kinder ſchlagen und lacht darüber, wenn ſie Andern wehe thun. — Läuft doch das ganze Geſchwätz, womit die Geſchichte uns bewirthet, faſt auf nichts Anderes, als auf Fechten und Todtſchlagen hinaus. Die Eroberer ſind große Schlächter des Menſchengeſchlechts, ſie lernt der Jüngling bewundern; ſein Wohlwollen wird dadurch erſtickt. Man halte auch die Kinder zur Freundlichkeit gegen Geringere, beſonders gegen Dienſtboten an. — Das fragende Kind weiſe man nicht zurück, auch foppe man es nicht mit unrichtigen Antworten. Die Grundlage der Tugend iſt die Verehrung Gottes. Von Gott lehre man einen kurzen Begriff; man lehre ihn als den Schöpfer und Urquell alles Guten erkennen, und Morgens und Abends ein kurzes bleibendes Gebet ſprechen. An die Lehre von Gott ſchließe man die Anweiſung zur Wahrheit, Liebe und zum Wohlwollen an. Man bilde den praktiſchen Verſtand der Kinder und halte ſie von der Falſchheit fern.

(Die Kunst, seine Geschäfte in der Welt mit Vorsicht zu behandeln, ist Klugheit; List ist ein unverständiger, unredlicher Affe der Klugheit.) Man wache darüber, daß Kinder Niemanden in der Rede unterbrechen, namentlich nicht mit Anmaßung.

Ein tugendhafter Mann ist einem großen Gelehrten weit vorzuziehen. (Rousseau.)

Jetzt ergeht sich Locke über die verschiedenen Objecte des Unterrichts. Lesen, Schreiben, Zeichnen, Sprachen ꝛc. So sagt er:

„Man betrachte den Unterricht als das minder wichtige Stück in der Erziehung. Das Lernen werde dem Kinde ein Spiel. (Nur zu sehr von den philanthropischen Pädagogen mißverstanden!) Sobald das Kind sprechen kann, lerne es lesen, spielend, etwa mit Buchstaben-Würfeln. Nicht gerade in der Bibel soll das Kind lesen lernen; besser in Büchern, wie Aesops Fabeln. Diese Fabeln sind das einzige den Kindern angemessene Buch. Auswendig lernen lasse man durch Vorsprechen. Nach dem Lesen kommt das Schreibenlernen; hierauf das Zeichnen. Sobald das Kind seine Muttersprache sprechen kann, lerne es die französische Sprache sprechen und lesen. Latein sollte nicht in gewöhnlicher Art und nicht soviel als bisher gelernt werden; diese Sprache sei Nebensache; man lasse ja nicht lateinische Aufsätze, am wenigsten Verse machen. Die griechische Sprache erlerne man erst in reiferen Jahren; es verdient Niemand den Namen eines Gelehrten, der sie nicht weiß.

Während des Unterrichts im Lateinischen und Französischen erhalte der Knabe eine Einleitung in die Geographie, durch diese in das Rechnen, und dieses führt zur Zeitrechnung, diese zur Geschichte, die man dann in den lateinischen Schriftstellern selbst lesen läßt. Man verbinde überall Sachkenntnisse mit den Sprachkenntnissen ꝛc.

Die Methode in jeden Wissenschaften ist immer aus der Wissenschaft selbst genommen; dabei muß man Eifer für dieselbe einflößen.

Das Tanzen lerne der junge Mensch um der Grazie willen; Musik lieber gar nicht, weil sie zu viel Zeit wegnimmt, und es selten einer zu etwas bringt. (Heute ist es anders!) So auch mit dem Malen; der Schüler möchte ein schlechter Maler werden; welches ein elendes Ding ist. Das Reiten ist gesund; das Fechten stärkt zwar, verleitet aber zum Duell; lieber das Ringen-

Auch Handarbeiten sind gut, und es wäre zu wünschen, daß jeder ein oder einige Handwerke lernte; ebenso Gartenbau und Landwirthschaft, Holzarbeiten, Kupferstechen, Lackiren, ja Parfümerien bereiten. Allenfalls möge der Schüler auch das Buchhalten lernen, und über seine eigenen Ausgaben lasse man ihn Rechnung führen.

Die Reisen sind für den jungen Menschen überaus bildend, wenn sie zur rechten Zeit unternommen werden; (bei den Engländern auch im Leben anerkannt.)

Die stärkste Triebfeder zur Vollkommenheit ist die Begierde nach Beifall und Lob!"

Am Schlusse gesteht Locke die Mangelhaftigkeit seines Werkes zu, und daß man noch vieles nach Maßgabe der Individualität des Kindes zu bestimmen habe; und gerade solche Bestimmungen, die gegen die Einseitigkeit vieler seiner Grundsätze schützen sollten, sind von den Pädagogen seiner Schule in Deutschland nur zu wenig zu Herzen genommen, und deshalb auf Lockes Rechnung mancher Mißgriff begangen. Doch richtig verstanden gilt Lockesche Pädagogik und Didaktik noch in der neuen Zeit. In den letzten Jahren seines Lebens wendete sich Locke mehr dem Studium der heil. Schrift zu. Die Ergebnisse dieses Studiums sind die Werke: »Das vernünftige Christenthum« und »Paraphrasen zu einigen Episteln des Paulus.« Da Locke eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker besaß, so wählten ihn die englischen Colonisten in Amerika zu ihrem Gesetzgeber und beeiferten sich, den Vorschriften, welche er für sie entwarf, gesetzliche Kraft zu geben. Er war großherzig, in jeder Beziehung ein edler Mensch und von der äußersten Gutmüthigkeit. Am letzten Abend seines Lebens bat er um Fürbitte seiner Hausgenossen und sagte: er habe lange und glücklich gelebt, könne aber am ganzen Leben nur Eitelkeit sehen. Unter dem Vorlesen eines Psalms verschied er am 28. October 1704 im 73sten Lebensjahre.

August Hermann Franke.

„Fremdling, was du erblickst, hat Glaub' und Liebe vollendet.
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend, wie Er."

Obiger Spruch glänzt dem Besucher des Hallischen Waisenhauses entgegen; der Franke'schen Stiftungen. Sie alle, die jetzt in ihrer Großartigkeit dastehen, sind die Frucht der gesegneten Glaubensarbeit des armen Predigers und Professors A. H. Franke. Er wurde am 22. März 1663 geboren in der freien Stadt Lübeck, wo sein Vater Syndikus beim Domkapitel des dortigen Stiftes war. Im Jahre 1666 wurde dieser von Herzog Ernst dem Frommen als Hof- und Justizrath nach Gotha berufen, starb aber schon 1671. Sein Sohn empfing, auf dem damals schon berühmten Gothaischen Gymnasium,[1] seine erste Bildung, und ward bereits in seinem vierzehnten Jahre für reif zur Universität erklärt, als ein Jüngling, der zu außerordentlichen Hoffnungen berechtige. In seinem 16ten Jahre aber bezog er erst die Universität Erfurt, ging aber noch in demselben Jahre nach Kiel und trieb vorzüglich Theologie, doch stets in Verbindung mit alten und neuen Sprachen. Alles, auch die Theologie war ihm noch Kopfsache. Von Kiel ging er nach Hamburg, wo er in 2 Monaten Hebräisch lernte, dann lebte er $1^1/_2$ Jahre in Gotha, in

---

[1] Von entscheidendem Einfluß auf den Charakter des Mannes wurde die positiv kirchliche Richtung, die damals in Gotha herrschte, und die Schulreformation, welche Herzog Ernst d. Fromme gleich nach seinem Regierungsantritte (1640) mitten unter den Gräueln des 30jährigen Krieges begonnen und welcher er durch Herausgabe des „Schulmethodus" i. J. 1648 eine feste Gestalt gegeben hatte. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß dieser „Schulmethodus" ganz besonders die Volksschule ins Auge faßte und von so bedeutender Wirkung war, daß man bald sprichwörtlich sagte, Herzog Ernst's Bauern wären gelehrter, als alle Edelleute Deutschlands.

welcher Zeit er die hebräiſche Bibel ſiebenmal durchlas und franzöſiſch und engliſch trieb. Im Jahre 1684 ging er nach Leipzig, promovirte dort und ließ ſich als Profeſſor nieder. Er las zuerſt Sonntags Nachmittag ein Kapitel des alten und neuen Teſtamentes, das er erſt philologiſch, dann praktiſch erklärte. Spener intereſſirte ſich ſchon damals für dieſe von vielen Zuhörern beſuchten Vorleſungen. Dieſelben fanden in allen Kreiſen viel Beifall, aber eben deswegen und wegen ihrer Neuheit auch viele Tadler und Neider. Im Jahre 1687 ging Franke nach Lüneburg zum Superintendenten Sandhagen. Hier war es, wo er im Gebete den kindlichen Glauben, der ihm trotz alles theologiſchen Studiums abhanden gekommen war, wiederfand. Der Zweifel hatte ſich ſeiner ſo bemächtigt, daß er ſich die Frage aufwarf: »Die Juden glauben an den Talmud, die Türken an den Koran, die Chriſten an die Bibel — wer hat Recht?« Aber plötzlich ſchwanden alle Zweifel und er ward in ſeinem Herzen der Gnade und Liebe Gottes in Jeſu Chriſto verſichert, und fortan fühlte er, von dankbarer Liebe zum Erlöſer erfüllt, einen wahren Hunger und Durſt, Chriſto Seelen zuzuführen.

Noch in demſelben Jahre ging er nach Hamburg, wo er bis Oſtern 1688 blieb und eine ſtark beſuchte Kinderſchule errichtete. Das Lehren brachte ihn zur Selbſterkenntniß, zur Liebe und Nachſicht.

> „Bei Errichtung der Schule“, ſagte er, „ward mir's immer klarer, wie verderbt das gewöhnliche Schulweſen, und wie höchſt mangelhaft die Kinderzucht ſei; und dies bewog mich ſchon damals zu wünſchen, daß ich von Gott gewürdigt werden möchte zur Verbeſſerung des Schul- und Erziehungsweſens etwas beizutragen.“

Jener Jugendunterricht, verſicherte Franke oft noch, ſei als Grundlage alles deſſen anzuſehen, was Gott durch ihn gethan habe. Von Hamburg aus beſuchte er in Dresden Spener, ging wieder nach Leipzig und 1690 als Diaconus nach Erfurt an die Auguſtinerkirche. Hier wurden ſeine Predigten, die ſich

vielmehr durch Herzlichkeit und warmen Eifer, als durch homiletiſche Künſtelei auszeichneten, und ſelbſt von Katholiken häufig beſucht waren, Veranlaſſung, ihn als Stifter einer neuen Sekte zu verdächtigen; er wurde durch ein churfürſtlich Mainzer Reſcript ohne alle weitere Unterſuchung ſeines Amtes entſetzt, und mußte binnen 24 Stunden die Stadt räumen, was unter heißen Thränen der Bürger und ihrer Kinder, deren er ſich ſo väterlich angenommen, geſchah im Jahre 1691.

Der Probſt und Oberconſiſtorialrath Spener, ſeit 1691 in Berlin, betrieb mit Eifer die Errichtung der Univerſität Halle. Am 21. Dezember 1691 erhielt Franke den Ruf dorthin als Profeſſor der griechiſchen und orientaliſchen Sprachen, zugleich als Pfarrer an der Vorſtadt Glaucha. Am 7. Januar 1692 traf er dort ein, wo er nun 35 Jahre lang, bis an ſein Ende, lebte und wirkte.

Das Datum der Entſtehungszeit der Franke'ſchen Stiftungen iſt das Jahr 1694. Ihr Anfang war klein, ſehr klein. Es kamen jeden Donnerſtag Arme in das Pfarrhaus. Statt ihnen nun vor der Thüre Brot zu reichen, nahm Franke ſie ins Haus, katecheſirte mit den jüngeren, die älteren hörten zu; er ſchloß mit einem Gebet. Wie er das Volk nun kennen lernte, wurde er ſehr bekümmert über die grenzenloſe Unwiſſenheit deſſelben, »insbeſondere aber, daß ſo viele Kinder wegen der Armuth ihrer Eltern weder zur Schule gehalten werden, noch ſonſt einiger guten Erziehung genießen, ſondern in der ſchändlichſten Unwiſſenheit und in aller Bosheit aufwachſen.« Dieſem Uebel- und Nothſtande wollte er abhelfen. Um aber auch neben der geiſtigen den Armen leibliche Gaben reichen zu können, entzog er ſich bei eigener Armuth eine Zeitlang das Abendeſſen. (Einem Freunde, der in Noth war, ſchenkte er in derſelben Zeit 150 Thlr., die er als Buchhändlerhonorar für ſeine bibliſchen Anmerkungen erhalten!) Im Jahre 1695 befeſtigte er eine Armenbüchſe in ſeiner Stube, auf die er die Sprüche:

1 Joh. 3 V. 17. „Wenn aber Jemand dieſer Welt Güter hat und ſiehet ſeinen Bruder darben, und ſchließt ſein Herz vor ihm zu: wie bleibet die Liebe Gottes bei ihm;“

und

2 Cor. 9, 7. „Ein Jeglicher nach ſeiner Willkühr, nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb,“

ſchrieb.

Einſt fand er in dieſer Büchſe 7 Gulden, die eine wohlthätige Frau hineingethan hatte; er nahm ſie in die Hand und ſagte:

„Das iſt ein ehrlich Kapital, damit läßt ſich etwas Großes anfangen; ich will eine Armenſchule davon gründen.“

Noch an demſelben Tage kaufte er für 2 Thlr. Bücher, und nahm einen Studenten an, der die Kinder täglich zwei Stunden unterrichten ſollte. Obgleich nun von 27 ausgetheilten Büchern nur 4 zurückgebracht wurden, ſo ließ ſich Franke nicht in ſeinem angefangenen guten Werke hindern; er kaufte neue Bücher und gab dreimal die Woche Almoſen. Bald kamen auch noch Bürgerkinder hinzu, brachten wöchentlich einen Groſchen Schulgeld, ſo daß der Lehrer beſſer bezahlt werden konnte, und ſchon im erſten Jahre war die Schülerzahl auf 60 geſtiegen.

Bald war ſeine Pfarrwohnung zu enge für alle Schüler. Er miethete im Nachbarhauſe eine Stube und bildete zwei Claſſen, eine für die armen, eine zweite für die Bürgerskinder, jede mit ihrem beſonderen Lehrer. Der Unterricht allein, das ſah Franke nun bald, war nicht genügend, gute Menſchen zu erzeugen, es regte ſich in ihm der Wunſch, die Kinder auch zu erziehen, ein Waiſenhaus zu errichten. Ein Freund ſchenkte ihm zu dem Behufe 500 Thlr., im November 1695 waren ſchon 9 Waiſen beiſammen, welche bei Bürgersleuten untergebracht wurden, der Studioſus Neubauer war ihr Aufſeher. Für die Armenſchule kaufte er ein Haus. Der Anfang des Pädagogiums fiel in dieſelbe Zeit, indem Franke

drei junge Adlige übergeben wurden, damit sie unter seiner Aufsicht unterrichtet und erzogen wurden. Da mit Franke's Ruhm auch die Zahl seiner Schüler wuchs, so faßte er den Plan, ein eigenes Waisenhaus zu bauen; Neubauer ging nach Holland, um sich dergleichen Anstalten zu besehen, und nach seiner Rückkehr dirigirte er den Bau seines Hauses, zu dem am 24. Juli 1698 der Grundstein gelegt wurde. Von nun an wuchsen die Anstalten für Erziehung und Unterricht mit jedem Jahre. Wenn man heute die Regelmäßigkeit der Gebäude sieht, fühlt man sich versucht zu glauben, daß Franke einen so großartigen Plan gleich zu Anfang gehabt habe. Es entstand aber immer eins nach dem andern; und wenn man bedenkt, mit welchen Mitteln er alles anfing, so kann man nicht genug erstaunen über den Segen Gottes, der mit Allem war, was Franke in uneigennütziger christlicher Liebe begann.

Eine Unzahl von Beispielen erzählt er in einem eigenen Kapitel seiner »Fußtapfen«, das er überschrieb: »Exempel göttlicher Providentz.« Er erhielt immer, wenn die Noth am größten, das, was er brauchte, bald Summen von 50, 100, 1000 und mehr Thalern; ein stiller Freund der Anstalten, ein gewisser Burgstaller, gab Franke auf seinem Sterbebette eine Anweisung zu einer aus dem Golde zu bereitenden sehr herrlichen Arzenei. Diese Mittel, die Wundercuren bewirkt haben sollen, brachten der Waisenhausapotheke einen jährlichen Gewinn von 30—40,000 Thlr., woraus sich denn auch einigermaßen die Möglichkeit erklärt, ohne alle Hilfe von Seiten des Staates so Großes zu vollenden. Ihn, Franke selbst, bestärkte dies alles in seinem starken Glauben und unerschütterlichen Vertrauen an die göttliche Vorsehung, zumal es sich oft traf, daß gerade in der Stunde, wo kein Groschen vorhanden war, um die wartenden Arbeiter zu bezahlen, die nöthige, und nicht selten eine größere Summe, als man bedurfte, mit der Post von bekannten und unbekannten Personen einging. Er sah darin Gottes Wink, der ihn bestimmt habe,

Vieles und Großes zu vollenden. Er erfuhr an sich den Spruch, der über dem Eingange vom Ranniſchen Thore her steht:

„Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit den Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“

Im Jahre 1797 bei Franke's Tode wurde an König Friedrich Wilhelm I. von Preußen folgendes Verzeichniß der Anſtalten eingeſendet:

1) das Pädagogium;
   82 Scholaren,
   70 Lehrer und andere Perſonen;
2) die lateiniſche Schule des Waiſenhauſes:
   3 Inſpectoren,
   32 Lehrer,
   400 Schüler,
   10 Bediente u. a.
3) die deutſchen Bürgerſchulen:
   4 Inſpectoren,
   98 Lehrer,
   8 Lehrerinnen,
   1725 Knaben und Mädchen;
4) Waiſenkinder:
   100 Knaben,
   34 Mädchen,
   10 Aufſeher und Aufſeherinnen;
5) Tiſchgenoſſen:
   255 Studioſi,
   360 arme Schüler;
6) Haushaltung. Apotheke. Buchladen:
   53 Perſonen;
7) Anſtalten fürs weibliche Geſchlecht:
   15 im Fräuleinſtift,
   8 in der Penſion für junge Frauenzimmer,
   6 Wittwen.

In allen diesen Anstalten waltete und lebte ein frommer, christlich-kirchlicher Sinn. Alle Lehrer — die meisten waren Studenten — suchte sich Franke selbst aus. Etwas, was diesen Schulen eigenthümlich, war das starke Hervortreten der Realien; Franke will neben dem, was sonst gewöhnlich war, daß auch Arithmetica, Geographia, Chronologia, Historia, Geometria, Astronomia, Musica, Botanica und Anatomia gelehrt werde.

Da nun Franke bei allen seinen Unternehmungen von Religion ausging und die praktische Frömmigkeit, die thätige Liebe für die Hauptsache aller Erziehung hielt, dabei von strengen Sitten und ein Gegner aller weltlichen Vergnügungen war, als gefahrvoll für die Sittlichkeit, so suchte man diese Denkungsart unter dem Namen des Pietismus (Andächtelei — Frömmelei) verächtlich zu machen. Ihn selbst kann wohl nie der Vorwurf leeren Scheins treffen. Daß es aber unter seinen Schülern viele gab, die es mehr in Worten und Geberden als dem Geiste nach waren, daß die allerdings übertrieben gehäuften Andachtsübungen, welche ehemals in den Franke'schen Anstalten herrschten, Viele mehr mit Widerwillen als mit Liebe zur Gottseligkeit erfüllt haben mögen, läßt sich nicht leugnen, und man ist davon später auch zurückgekommen. Er selbst war von aller Frömmelei entfernt, ein heitrer, offener liebevoller Mann, edel und unbefangen in seinen Sitten, als Erzieher der Jugend einsichtsvoll, fest und mild. Dabei war er im hohen Grade arbeitsam, pünktlich in seinen akademischen Vorlesungen, wie in seinen Predigten.

Eine derselben besorgte ein junger Theologe, Elers, im Jahre 1798 zum Druck, legte das Schriftchen während der Leipziger Messe auf einem Tischchen zum Verkaufe aus, und da das Unternehmen glückte, wurde es der Anfang der berühmten Waisenhausbuchhandlung, welche bald so an Ausdehnung gewann, daß sie auch in Berlin und Frankfurt a. M. Läden aufschlug. Dazu kam noch die Canstein'sche Bibelanstalt;

der Baron v. Canstein kam zuerst auf den Gedanken, mit stehenden Lettern (Stereotypen) die Bibel zu drucken und übergab dem Waisenhause, wo von 1713 bis 95 im Ganzen 1,659,883 Bibeln, 883,890 neue Testamente, 16,000 Psalmen und 47,500 mal Sirach gedruckt wurde, diesen Plan zur Ausführung. Sie ist die Mutter aller Bibelanstalten.

Der zweite Gegenstand Franke'scher Thätigkeit war das Missionswesen. Bis an seinen Tod war Franke für die indische Mission auf mannigfache Weise thätig.

Und wenn auch, wie schon oben angedeutet, in Franke's Schule sich die Anfänge einer unkirchlichen, pietistischen Richtung zeigten, die immer bedenklicher und verwirrender hervortrat, so bleibt ihm selbst doch der Ruhm, Schöpfer und Träger einer großen Idee gewesen zu sein. Von seinem häuslichen Leben wissen wir, daß er, nachdem er 1694 ein Fräulein Wurm heirathete, 33 Jahre lang in glücklicher Ehe lebte. Er hatte drei Kinder; der älteste Sohn starb früh; der zweite Gotthilf August war Franke's Nachfolger in der Direction der Stiftungen; das dritte Kind, eine Tochter, heirathete 1715 den frommen Johann Anastasius Freylinghausen (geb. 1670 † 1739), der, nach dem ohne Nachkommen gestorbenen Sohne Franke's, Director des Waisenhauses ward. Bis in sein drei und sechzigstes Jahr erfreute sich Franke einer dauerhaften Gesundheit, die er, wenn sie etwas durch angestrengtes Studiren angegriffen war, durch Reisen wieder stärkte.

Im Jahre 1726 im November lähmte ihm ein Schlagfluß die linke Hand, doch im März 1727 fühlte er sich wieder so gestärkt, daß er noch Vorlesungen ankündigte; allein nur eine hielt er, am 15. Mai, die er mit den Worten schloß: »So gehet nun hin und seid gesegnet dem Herrn immer und ewiglich.« Seine Kräfte nahmen nun immer mehr ab und endlich am 8. Juni 1727 Abends drei Viertel auf 10 Uhr erfolgte die Auflösung im 65. Jahre seines Alters.

Das ist kurz das Leben des armen, schlichten Professors Franke; kurz dasjenige, was er gegründet und zu einer staunenswerthen Blüthe gebracht und dadurch bewährt, was er im Leben so oft aussprach: »Ein Quentlein lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen, als ein Centner bloßen historischen Wissens, und ein Tröpflein wahrer Liebe als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse,« und endlich bewährt das Motto aller seiner Stiftungen:

„Die auf den Herren harren, gewinnen große Kraft!“

Anm. Die Seelenzahl der gegenwärtig in den Franke'schen Stiftungen versammelten Jugend beläuft sich auf 3700!

Jean Jacques Rousseau.

Wer Heinrich Heine kennt — und wer kennte nicht den Dichter der »Loreley« oder »Aus Frankreich zogen zwei Grenadier« ꝛc., und wer kümmerte sich dann um den Dichter nicht? — der hat wohl auch gehört, daß bald nach Heine's Tode zwei Bücher erschienen »H. Heine's Himmelfahrt« und »H. Heine's Höllenfahrt«. So geht es vielen, fast allen Menschen; je höher sie stehen, je bekannter sie sind, desto mehr gehn die Urtheile über sie auseinander. So ist's mit Rousseau. Gar leicht ist's ihn loben, er hat's uns leicht gemacht; noch leichter ihn tadeln und einen Stein auf ihn werfen — auch das hat er uns und zwar noch leichter gemacht in seinen Confessions, seiner Lebensbeschreibung. Dieser folgend, werde ich dem Leser den fehlerhaften und den genialen Rousseau zu schildern suchen. Prüfet Alles und das Beste behaltet!

Am 28. Juni 1712 wurde er als jüngster Sohn eines Uhrmachers zu Genf geboren; die Mutter starb bei der Geburt; sie war eine sehr gebildete Frau, und ihren leitenden Geist bei der Erziehung vermissend, nennt Rousseau seine

Geburt »ſein erſtes Unglück«. Und das in Wahrheit, denn einem Rouſſeau fehlte gerade eine treffliche Mutter, um ſein Gemüth reiner zu entwickeln.

Rouſſeau's Vater war nicht ſehr begütert; trotzdem las er mit ſeinem Söhnlein, als es kaum ſieben Jahre alt war, die von der Mutter hinterlaſſenen Romane. Rouſſeau begriff nichts davon, fühlte aber alles. („Je n'avois rien conçu, javois tous senti.“) Bald waren ſie damit fertig und nun kamen die von ſeinem Großvater mütterlicher Seits ererbten Bücher an die Reihe; dieſe waren beſſer; namentlich erzählt er, daß er an Plutarch viel Gefallen gefunden habe. (Plutarch iſt ein griechiſcher Schriftſteller, um 50 nach Chr. lebend, der viele philoſophiſche und hiſtoriſche Werke hinterlaſſen hat.) Im 8. Jahre wußte er den Plutarch auswendig und im zwölften hatte er bereits die meiſten Romane durchlaufen; doch lernte er auch den Tacitus und Grotius, welche zwiſchen den Werkzeugen ſeines Vaters lagen, kennen.

Von ſeinen Kinderfehlern erzählt er ohne Umſchweife:

„Ich war geſchwätzig, gefräßig, zuweilen log ich. Ich würde Obſt, Bonbons, Eßwaaren geſtohlen haben, aber nie fand ich Vergnügen daran, Böſes zu thun, etwas zu verderben, Jemanden zu ſchlagen.“

Rouſſeau's Vater mußte wegen eines Streites Genf verlaſſen; der damals 9jährige Knabe kam zu einem Pfarrer auf dem Lande; mit 14 Jahren kam er zu einem Graveur in die Lehre; denn dieſe Kunſt entſprach ſeiner Neigung. Er erzählt,

daß er trotz der beſten Erziehung eine große Neigung zum Ausarten gehabt und wie er dem Nachbar Spargel, dem Meiſter Aepfel geſtohlen und dafür geſchlagen worden ſei.

Theilweiſe mag auch ſeine wenige Arbeit Schuld geweſen ſein, denn er hatte ſo wenig zu thun, daß er als Lehrburſche ſo viel Zeit fand, die ganze Bücherſammlung einer Leihbibliothek auszuleſen. Der Schläge Härte muß ihm aber doch zu fühlbar geworden ſein, denn er entlief und kam, nachdem er eine Weile in Savoyen umhergeirrt, zu einem katholiſchen Pfarrer,

der ihn an Frau von Warens in Annecy empfahl. Diese, eine äußerst gutmüthige aber sittlich schwache Frau, verzog ihn und machte ihren Pflegesohn zu ihrem Liebhaber; doch zuvor sendete sie ihn noch nach Turin, wo er katholisch wurde. (Als geborner Genfer war er reformirt.) In seinem 20sten Jahre ging er nach Frankreich mit der Hoffnung, durch seine Kenntnisse in der Musik sich Unterhalt zu verschaffen; in Besançon sang er mit Beifall in einigen Concerten, gab hierauf einige Jahre in Chambery Musikunterricht und ging dann seiner Gesundheit wegen nach Montpellier. Die Meeresluft aber behagte ihm nicht und er kehrte zu Frau von Warens zurück, bei der er bis 1741 blieb. Dann ging er nach Paris, wo er hoffte durch seine Erfindung, die Musiknoten mit Ziffern zu ersetzen, sein Glück zu machen. Obgleich er in der Akademie der Wissenschaft darüber eine Abhandlung las, glückte es ihm nicht damit durchzudringen. Sein Leben hier wurde durch einen achtzehnmonatlichen Aufenthalt als Sekretär beim französischen Gesandten in Venedig unterbrochen. Manche Abenteuer, die er während dieses Aufenthaltes erlebte, erzählt er noch mit großer Lebhaftigkeit. Nach Paris zurückgekehrt, lernte er Therese le Vasseur kennen, ein geist- und gemüthloses Mädchen, das er sich zur Gesellschafterin erkor. Die Kinder aus dieser Verbindung schickte er (es waren fünf) ins Findelhaus, konnte sich aber in späteren Jahren diesen Fehltritt nie verzeihen.

Mit dem Jahre 1749 beginnt seine eigentlich literarische Laufbahn, auf der er so berühmt werden sollte. (Vorher hatte er einige mittelmäßige Lust- und Trauerspiele, auch eine kleine Oper geschrieben.) In einem Zeitungsblatte fand er zufällig eine Preisaufgabe der Akademie zu Dijon:

»Haben die Fortschritte der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen?«

Wie ein Blitz eröffnete sich ihm die Erkenntniß dessen, wozu er geboren. Tag und Nacht arbeitete er an der Beantwortung

der Frage. Seine Antwort „Discours“, in welcher er die Cultur als verderblich verdammte, wurde 1750 gekrönt. Diese paradoxe Schrift ist vielfach, wenn auch damals ohne Glück und Erfolg, widerlegt. Der Leser möge sich kurz den Inhalt ersehen:

> Er spricht davon, wie die Bildung (die intellektuelle) den Menschen geselliger gemacht, aber statt Tugend nur die Kunst tugendhaft zu scheinen gelehrt habe. Statt offener Sünden gebe es nun feige und heuchlerische, statt Unwissenheit Zweifelsucht, Laster wären zur Tugend geworden. Im Gefolge der Philosophie und der Künste seien Luxus und Laster.

Dann spricht er

> von den unlautern Quellen aller Wissenschaft. Astronomie stamme aus Aberglauben; Beredtsamkeit aus Ehrgeiz, Haß und Schmeichelei; Geometrie aus Geiz; Physik aus Fürwitz; Moral aus Stolz ꝛc. Wozu dienen sie? da sind sie objectiv eben so verwerflich. Die Künste dienen dem Luxus; wozu wäre Rechtsgelehrsamkeit, wenn die Ungerechtigkeiten der Menschen wegfielen? Was würde aus der Geschichte, wenn es keine Tyrannen und Kriege gebe? Und ihre Wirkungen? Sie befördern den Müßiggang, denn sie halten uns ab, Gutes zu thun. Auf Unkosten des Sittlichen bilde sich Verstand; man frage nicht mehr nach der Rechtschaffenheit, sondern nach dem Talent eines Mannes; angenehme Talente wieder würden den nützlichen vorgezogen ꝛc. ꝛc. ꝛc. „O Tugend, du erhabene Wissenschaft einfältiger Seelen, braucht es so vieler Zurüstungen, um dich kennen zu lernen, bist du nicht jedem ins Herz geschrieben?“

so schließt Rousseau diese Abhandlung.

Im Jahre 1750 wurde er ernstlich krank, sein Arzt gab ihm nur noch 6 Monate Zeit zu leben. Da nahm er sich denn vor, fortan in unabhängiger Armuth zu leben. Er suchte sich dem Naturzustande durch möglichst einfache Kleidung zu nähern. Ein Dieb, der ihm seine feine Wäsche stahl, erleichterte ihm dies. Seinen Unterhalt erwarb er sich mit Notenschreiben, eine Pension, die ihm der Hof anbot, schlug er aus.

Er schrieb um diese Zeit den »Narcisse«, ein Lustspiel, in dessen Vorrede er sich gegen viele Mißverständnisse vertheidigte.

Hierauf brachte er seinen „Devin du village“ (Dorfwahrsager) aufs Theater, eine kleine Oper, zu welcher er die Musik selbst componirt hatte; dies Stück fand allgemeinen Beifall und der Verfasser wurde von der französischen Nation fast angebetet. Doch lange beten die Franzosen einen nicht an. Rousseau gab um diese Zeit sein Buch »Ueber den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen« und seine »Briefe über die französische Musik« heraus. Die erstere Schrift erregte noch mehr Aufsehen, als die Beantwortung seiner Preisfrage. Er hielt den wilden und gesitteten Menschen gegen einander; das Mein und Dein, Eigenthum und Reichthum, die daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit erklärte er für Quellen tausendfachen Elends; und voll Ekels über das gleißende Wesen der großen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spotte geworden, rief er seinen Brüdern zu:

> „Kommt in die Wälder und werdet Menschen!“ Sie sollten sich selbst überlassen gleich den Thieren leben, das sei der Stand der Unschuld und der anerschaffenen Einfalt. „Eigenthum und Verträge haben den Menschen unglücklich gemacht; Eisen und Korn haben die Einzelnen zwar gebildet, das menschliche Geschlecht aber zu Grunde gerichtet.“[1] —

Die zweite Schrift Rousseau's, die die französische Musik und ihre Unvollkommenheiten blosstellte, zog ihm die Feindschaft aller Personen, die nur mit Musik zu thun hatten, zu. Sänger und Sängerinnen ꝛc., die ihn nicht mit der Feder bekämpfen konnten, legten sich aufs Schimpfen, aufs Verfertigen von Pasquillen und ehrenrührigen Kupferstichen; ja man bestellte Leute, die ihn tödten sollten. Rousseau entfloh nach Genf, und da er als Katholik nicht Bürger dort sein konnte, trat er wieder

---

[1] Voltaire schrieb darauf an Rousseau: „Man bekommt bei Ihrem Buche Lust, auf allen Vieren zu kriechen; indessen ich sechzigjähriger Mann bin zu alt dazu und überlasse diese natürliche Art zu gehen Anderen, die dessen würdiger sind, als Sie und ich!“

zur reformirten Kirche zurück. Der Sturm in Paris gegen ihn hatte sich bald gelegt und er kehrte wieder zurück, lebte jedoch nur in der Nähe der großen Stadt auf dem Lande. Hier in glücklicher Einsamkeit schrieb er seinen »Gesellschaftsvertrag« 1760, die »Neue Heloise« 1761 und den »Emile« 1762. Den Inhalt der beiden ersten dieser Werke besprechen wir weiter nicht; Paradoxien gemischt mit richtigen Auffassungen und Urtheilen finden sich hier, wie bei ihm überall. Nur noch das Eine sei gesagt, daß man ihm und seinen Schriften die Schuld der Revolution und ihrer Verirrungen in die Schuhe schieben will und wollte. Den »Emile« aber, als das für Pädagogen wichtigste Werk Rousseau's, werden wir noch näher beleuchten, wollen jedoch seinen Lebensgang erst weiter verfolgen. Bald nach dem Erscheinen des »Emile« verurtheilte, trotz der Protection Choiseul's, des Marschalls Luxemburg und des Prinzen Conti, das Parlament das Buch als gottlos (wegen der gewagten Urtheile über das Positive der Religion), ließ es am 4. Juni öffentlich verbrennen und erließ gegen den Verfasser einen Verhaftsbefehl. Der Erzbischof von Paris verfolgte ihn mit einem Hirtenbriefe und nannte ihn einen Gottlosen, einen Verführer.

Rousseau wollte nach Genf entfliehen; allein seine Vaterstadt ahmte dem Pariser Parlament nach und ließ das einzige Exemplar des »Emile«, das nach Genf gekommen war, durch Henkershand verbrennen; Rousseau ging nach Ifferton (das später durch Pestalozzi so berühmt wurde) und von da nach Moitiers Travers, einem kleinen Dorfe im Canton Neufchatel, wo er namentlich von Friedrich II. große Aufmerksamkeiten erfuhr. Standhaft verweigert er aber jede Unterstützung, die dieser ihm anbot. Er lebte hier unter Protestanten. Da er nun seit seinen Kinderjahren solchen Aufenthalt nicht gehabt hatte, so war die Vereinigung mit der dasigen Gemeinde ihm desto angenehmer. Ihm gefiel ihr einfältiger Gottesdienst; er besuchte fleißig die Kirche des Ortes, erbaute sich und Andere,

gewann die Freundſchaft des Predigers und die Liebe der ganzen Gemeinde. Er bat um Zulaſſung zur Communion, und dieſe ward ihm gewährt.

Als in Genf die Pfaffen ihn von der Kanzel verdammten, ſchrieb er Vertheidigungen gegen ſie und das ungeſetzmäßige Verfahren des Genfer Senates in ſeiner Sache in den berüchtigten »Briefen vom Berge«. Sie wurden 1765 den 19. März in Paris öffentlich verbrannt. Von Genf aus wurden nun Pfarrer und Gemeinde in Moitiers gegen ihn aufgehetzt; er mußte mehrere Mißhandlungen erdulden und endlich den Ort verlaſſen; er ging auf die Peters-Inſel im Bielerſee (Rouſſeau-Inſel), ſetzte hier ſeine ſtets mit Liebe getriebenen botaniſchen Studien fort und meinte endlich Ruhe zu haben. (Seinem daſigen Aufenthalte verdanken wir ſeinen »Botaniker ohne Lehrer« und die gute Idee, die Jugend früh in die Botanik einzuführen.) Schon nach zwei Monaten mußte er die Inſel räumen; trotz ſeiner Bitte, ihm bei der rauhen Jahreszeit eine kleine Friſt zu gewähren, trieb man ihn fort. Seine Freunde hatten ihm einen Geleitsbrief nach Paris ausgewirkt, er aber folgte der Einladung des David Hume[1] und ging mit dieſem nach England. Mit Jubel betrat er den Boden der Freiheit; in London empfing man ihn mit aller Schwärmerei, deren die Engländer fähig ſind; man drängte ſich, um ihn zu ſehen; Damen trugen ſein Bild in Armbändern. Hume war ein Engländer, konnte alſo die Schwärmerei für Rouſſeau nicht begreifen; dieſer wurde durch die Gleichgültigkeit ſeines Freundes mißtrauiſch, hatte außerdem noch die fixe Idee, daß er überall von Mördern umgeben ſei und — verließ raſch den Boden Englands (1770). Unter ſtillſchweigender Erlaubniß kehrte er

[1] Als ſcharfſinniger Skeptiker und erſter claſſiſcher Geſchichtsſchreiber der Engländer berühmt, lebte von 1711—1776, ſtarb in Edinburg. Skepſis iſt das philoſophiſche Syſtem, das die Rechte des Lebens und ſeiner Einheit gegen die Einſeitigkeit des Denkens und Wiſſens, das ſich vom Weſen und Sein losgeriſſen, durchzuſetzen ſucht.

nach Paris zurück, anfänglich zwar von Neugierigen bedrängt, bald aber nicht mehr bemerkt; von der Gesellschaft sonderte er sich immer mehr ab, lebte von Notenschreiben und sammelte Kräuter. (Sein erst im Jahre 1818 bekannt gewordener Brief an Linnée enthält ein rührendes Bekenntniß seines Glückes im stillen Umgang mit der Pflanzenwelt.)

Je älter er wurde, desto mehr wuchsen seine Menschenscheu und sein grämliches Wesen (Misanthropie). Sehnsuchtsvoll wünschte er sich in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig sterben könne. Der Wunsch ward ihm gewährt. Der Marquis de Girardin lud ihn ein, auf seinem Landhause Ermenonville unweit Paris zu wohnen. Rousseau nahm die Einladung an und zog im Mai 1778 hin, starb aber schon den 2. Juli desselben Jahres, als er eben von einem Spaziergange heimgekehrt war, wie Einige behaupten wollen, eines freiwilligen Todes. Sein Körper wurde einbalsamirt und in einem bleiernen Sarge im Park von Ermenonville beerdigt. Ueber ihm war ein sechs Fuß hohes Grabmal errichtet. Am 11. October 1794 brachte man seine Gebeine ins Pantheon und setzte sie neben Voltaire. Die verbündeten Monarchen ehrten sein Andenken 1815, indem sie Ermenonville mit allen Kriegslasten verschonten. Im Jahre 1837 wurde ihm auf der Petersinsel eine Bronzestatue errichtet. Auf seinem Sarge stehen die Worte: »Dem Manne der Natur und der Wahrheit.«

Wie kommt nun dieser Mann dazu, bei jedem Lehrer und Erzieher in so hoher Achtung zu stehen, so hohe Bewunderung einzuflößen? Er war der erste, der über die alten, verrotteten Ideen der Erziehung den Stab brach in seinem Buche

»Emil oder die Erziehung«

(deutsche Ausgabe aus dem Französischen von Cramer. 4 Theile. Braunschweig, Schulbuchhandlung 1792. 4 Thlr.)

und neue, naturgemäße zur Geltung und allgemeinen

Anerkennung brachte Er sagte selbst: »Mein System ist der Entwickelungsgang der Natur« und Göthe, der große Menschen- und Natur- und Menschennatur-Kenner nennt dies Werk »das Natur-Evangelium der Erziehung«. Ich kann es mir daher nicht versagen, eine ganz kurze, gedrängte Inhaltsübersicht über den »Emile« zu geben.

In der Vorrede sagt Rousseau,

daß das Buch für Mütter geschrieben sei, ihr weit mehr als dem Vater kommt die Erziehung zu. (Pestalozzi.)

In der Einleitung zeigt und beweist er die herrschende Verbildung und Unnatur.

„Alles ist gut, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, alles artet aus unter den Händen des Menschen.“

(„Die Welt ist schön überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“)

Er zeigt weiter, daß das schwache Menschenkind der Erziehung bedarf; dieselbe erhalten wir durch die Natur, die Menschen oder die Dinge. (Drei Faktoren der Erziehung) Die innere Entwickelung unserer Kräfte und unserer Organe ist die Erziehung der Natur; der Gebrauch, den man uns von dieser Entwickelung machen lehrt, ist die Erziehung durch Menschen; und was wir durch eigene Erfahrung an den auf uns wirkenden Gegenständen lernen, ist die Erziehung durch Dinge.

Man soll aber den Menschen nicht zum bürgerlichen Menschen (Gesellschaftsmenschen), sondern zum Naturmenschen erziehen. Dazu hat man viel zu thun, nämlich zunächst alles zu verhindern, was der natürlichen Entwickelung und Erziehung in den Weg tritt.

Rousseau entfaltet weiter seine Ansicht

über Wickeln der Kinder (eine unnatürliche Marter — Bequemlichkeit der Wärter), über Ammen (Mütter gehn dem Vergnügen nach), und empfiehlt, dem Kinde seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit zu bewahren vom Augenblick seiner Geburt, bis es zum Manne heranwächst.

Nun zeigt er diese Art der Erziehung an einem Kinde, dem Emil; doch es würde uns zu weit führen, das ganze Buch zu verfolgen; ich beschränke mich darauf, einige Sätze, Erziehungsgrundsätze hinzustellen.

Rousseau gab den Rath, allen Kindern, selbst solchen, die noch nicht sprechen können, die ersten Eindrücke methodisch beizubringen; dieser Rath ist von Basedow, Wolke, Pestalozzi oft wiederholt und möglichst immer befolgt. —

Der Zerstörungstrieb der Kinder stammt nicht aus Bosheit, sondern aus lebhafter Begierde nach Thätigkeit.

Wie verkehrt die Erziehung gewesen sein muß, hören wir, wenn Rousseau gezwungen wird zu der Aeußerung:

„Thut nur immer das Gegentheil vom Herkömmlichen und ihr werdet fast immer das Rechte thun.“ —

Es ist schwer, vielleicht unmöglich, das Kind ganz gegen böse Einflüsse zu schützen, am ersten noch auf dem Lande. —

Es ist widersinnig, zu den Kindern nur von ihren Pflichten, nie von ihren Rechten zu sprechen.

Lesen ist die unseligste Beschäftigung der Kinder (so spät als möglich zu lernen).

Zugleich übt den Leib des Zöglings auf alle Weise; es ist ein erbärmlicher Irrthum, wenn man wähnt, das thue der Geistesbildung Abbruch.

Was der menschliche Verstand aufnimmt, wird ihm durch die Sinne zugeführt; das Sinnliche bildet die Basis der Intellectuellen.

Man gebe weite Kleider, in denen sich das Kind frei und bequem bewegen kann; man schlafe nicht in weichen Betten.

Kinderspiele sollten das Auge, ja alle Organe üben.

So stellt Rousseau in seinem Emil zwar kein System der Erziehung auf, sondern es ist das eine ersonnene Geschichte, in der er zuerst großartige Ansichten, ein Princip der Erziehung (Naturgemäßheit) aufgestellt hat. Palmer in seiner evangel. Pädagogik sagt:

„Grade die Aufstellung eines Ideals und die consequente, wenn auch durchaus fingirte, imaginäre Durchführung desselben ist

ein mächtiger Fortschritt über den Schlendrian des Hergebrachten, über die selbstzufriedene Empirie (Erfahrungstheorie) des Schulmannes hinaus, ein Wink für gründlichere, reellere Männer, als Rousseau war, in der Pädagogik nach Idealem zu ringen und durch dasselbe die Praxis zu reinigen.

Dieses Werk wird zu allen Zeiten eine anziehende Lectüre für geistvolle Menschen, eine belehrende für denkende Lehrer bleiben. Dieses Werk grade ist es, welches der neuern Erziehungsweise den Weg gebahnt, welches Pestalozzi's pädagogische Ideen erregte.

Dieses Werk Rousseau's hat auch das auf die Anschaulichkeit in jedem Unterricht hingerichtete Streben Basedow's, Campe's und Salzmann's eingeleitet und begründet. Rousseau ist als der Vater des Philanthropinismus zu betrachten.

Das Schlechte fällt, das Gute bleibt, sagt schon der weise Gamaliel. Auch Rousseau's verwerfliche Ideen sind gefallen — aber das Gute ist geblieben und hat viele Frucht getragen. Ich schließe mit Schiller:

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ewige Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseau's Grab, gegrüßet seist du mir!
Frieb' und Ruh den Trümmern deines Lebens.
Frieb' und Ruhe suchtest du vergebens,
Frieb' und Ruhe fand'st du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster, und die Weisen starben;
Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Die Philanthropen.

Johann Bernhard Basedow.

Du Nordalbiens Sohn, flammteſt die Fackel an,
Schwangſt die ſprühende mit mächtigem Herkules-
arm . . . .
Viele rannten herbei, zündeten an deinem Licht
Ihre Fackel nun an, heller und heller ward's,
Daß der Schnarcher ſelbſt auffuhr
Und die blinzenden Augen rieb.
Gedike's Ode an Baſedow.

»Eine Schwalbe macht keinen Sommer!« Die Wahrheit dieſes alten deutſchen Sprichwortes erfuhr ſo mancher Pädagoge, Comenius, Locke, ſelbſt Rouſſeau. So wichtig ihre Beſtrebungen auch waren, ſo wichtige Grundſätze ſie auch aufſtellten, ſo wenig drang ihre Lehre ins Leben.

Sollten Grundſätze, Theorien zur Ausführung gelangen, ſo mußten ſie ſich von idealem Boden auf mehr realen verpflanzen; die erſte praktiſche Ausführung der neueren Erziehungs- und Unterrichtstheorie war deutſchen Männern überlaſſen, die mit eigener Arbeit Ernſt machten, die Erziehung nach ihren Ideen zu reformiren, die ſich ſelbſt und ihr ganzes Leben daran ſetzten, dieſe Ideen in der Welt zu verwirklichen. Es ſind das die Philanthropiſten (Menſchenfreunde), ſo genannt von den großen Erziehungsanſtalten, die nach dem Muſter des Deſſauer Philanthropinum der Welt thatſächlich die Wunder der Pädagogik zeigen ſollten.

Der Mann, welcher mit unermüdlichem Eifer die Stiftung des Philanthropins zu Stande brachte, war Baſedow. In Hamburg, wo ſein Vater Friſeur und Perrückenmacher war, wurde er am 11. September 1723 geboren. Seine Mutter

war stark melancholisch. Des Vaters Strenge war Veranlassung, daß der Knabe fortlief und ein Jahr lang Bedienter bei einem holsteinischen Landphysikus wurde. Er kehrte zurück ins elterliche Haus und besuchte das Johanneum. Im Jahre 1744 bezog er, 21 Jahre alt, die Universität Leipzig. Er studirte fast nur zu Hause auf seiner Stube. 1746 ging er als Candidat nach Hamburg, und 1749 erhielt er eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Quaalen in Holstein.

An seinem siebenjährigen Zöglinge versuchte er eine neue Methode des Sprachunterrichtes, wobei er selbst erst Latein sprechen und schreiben lernte. Die Gouvernante des Hauses lernte ihn das Französische; er heirathete sie. Im Jahre 1753 wurde er Professor der Moral und der schönen Wissenschaften an der Ritterakademie zu Soroe. Durch seine hier verfaßte heterodoxe[1] Schrift »praktische Philosophie für alle Stände« verfeindete er sich mit dem Direktor der Akademie und wurde in Folge dessen als Professor an das Gymnasium zu Altona versetzt. Basedow ließ aber hier auch nicht von seinen theologischen Streiten und verfeindete sich immer mehr, namentlich auch dem durch den Lessing'schen Streit bekannten Pastor Götze in Hamburg. Der Lübecker Magistrat verbot Basedow's Bücher bei Strafe von 50 Thlr.; er selbst und seine Familie wurden in Altona vom Abendmahl ausgeschlossen.

Die Erscheinung des Rousseau'schen Emil (1762) begeisterte ihn mit dem Gedanken, Reformator des Erziehungswesens zu werden und die Theorie Rousseau's und des von ihm so sehr geschätzten Comenius zu realisiren.

An Talent und Kraft fehlte es ihm nicht, auch fing er das Werk mit Feuer an, und seine Zeit war nicht unempfänglich. Im Jahre 1768 veröffentlichte er eine »Vorstellung an

[1] Heterodoxie (andere Meinung) nennt man in der evangel. Kirche die Meinung, die den von der Kirche für wahr genommenen Grundsätzen widerspricht, also Irrlehre ist. In der kathol. Kirche benennt man Irrlehrer mit dem schärferen Ausdruck „Häretiker".

Menschenfreunde über Schulen und Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt.« Zugleich verband er damit die Herausgabe eines Planes über ein Elementarwerk der menschlichen Erkenntniß. Seine Briefe an Fürsten und Könige, Logen und Akademien ꝛc. waren nicht ohne Erfolg; 15,000 Thlr. waren bald zu Hauf; sie deckten die Kosten seines Elementarwerkes, das 1774 nach den pomphaftesten Ankündigungen als gemalte Welt (neuer Orbis pictus) mit 100 Kupfertafeln in deutscher, französischer und lateinischer Sprache erschien. Es hatte das Buch ganz den Zweck des Comenius'schen Werkes. Die Kinder sollten eine Masse von Vorstellungen aus der wirklichen Welt erhalten, um die Augen zu ergötzen und den Weltbürgersinn zu entwickeln.

Der edle Fürst Friedrich Franz von Anhalt Dessau, auf Basedow durch den Hofmeister seines Sohnes, des Erbprinzen, aufmerksam gemacht, entschloß sich, aus reinstem Wohlwollen und dem Wunsche, eine heilige Angelegenheit zu fördern, Basedow mit 1100 Thlr. Besoldung nach Dessau zu rufen 1771, und dem, von diesem dort 1774 gestifteten Philanthropin später 12,000 Thlr. Gebäude und Garten zu geben. Um diese Zeit fällt Basedows Bekanntschaft mit Göthe, der ihn in seinem Leben meisterhaft charakterisirt. (Göthe's Werke 22, 273 ff.)

Göthe, Lavater und Basedow reisten zusammen. Beide Letztere nahmen Göthen viel in Anspruch. Diese verschiedenen Charaktere und ein Göthe dazwischen! da kam es denn, daß, als sie einst im Gasthause zu Mittag aßen, Basedow und Lavater über alles Disputiren das Essen vergaßen, Göthe aber zuhörend sich's trefflich schmecken ließ und von dieser höchst komischen Situation hernach sang:

„Prophete rechts, Prophete links,
das Weltkind in der Mitten."

Auf der Reise pflegte Basedow zu rauchen. Dem feinen Hofmann Göthe war das schon recht zuwider, da der Tabak auch noch schlecht war. Wenn aber Basedow eine Pfeife geleert hatte, so legte er, um die frisch gestopfte anzubrennen, einen unreinlich bereiteten, zwar schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm sogleich wieder auf, und verpestete die Luft dermaßen, daß Göthe dieses Präparat »Basedowschen Stinkschwamm« nennen und unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen wollte; worüber sich Basedow sehr freute. Im Allgemeinen aber ertheilt Göthe ihm das Lob, daß er ein fortwährend thätiger Mensch sei und daß er über jedes Problem sogleich disputirte, aber, wenn sein Gegner ihn verließ, gleich ruhig weiter arbeiten, denken, diktiren konnte.

Doch zurück zum Philanthropin. Die ersten Mitarbeiter Basedows waren: Wolke, Simon, Schweighäuser. Wolke war der bedeutendste unter ihnen. Durch sich selbst geworden, was er war, kam er 1770 zu Basedow, um am Elementarwerk zu helfen, namentlich für Mathematik und Naturkunde. Hier gab er sich mit Basedow's dreijähriger Emilie ab und erzählt Wunderdinge über die Fortschritte dieses Kindes. Bedeutendere Lehrer am Philanthropin waren Campe — Salzmann — Iselin — Trapp.

Die Arbeit Basedow's und seiner Freunde werden wir aber nur recht würdigen können, wenn wir uns die alte, eingewurzelte Schulzucht, das damalige ganze Leben, das von Unnatur zu Unnatur sich schraubte, betrachten.

Wir freuen uns wohl unserer Jugend, wenn wir an die schönen Tage der frohen Kindheit zurückdenken; doch dazumal war es keine Freude ein Kind zu sein; die Jugendzeit war eine geplagte Zeit. Es herrschte Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht. Da mußten die armen frisirte mit Puder und Pomade eingeschmutzte Haare, galonnirte Röcke, kurze Beinkleider, seidene Strümpfe, einen Degen ꝛc. tragen. Das war Tortur. In der Schule aber herrschte Wortkram,

Gedächtnißqual und Ruthentyrannei, alles wurde eingebläut. Als Beispiel des Einbläuens sei Häuberle aufgeführt, der in den 51 Jahren seiner Amtsführung nach mäßiger Berechnung austheilte: 911,527 Stockschläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineal, 136,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüsse und 22,763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik. 777 mal hat er Knaben auf Erbsen und 613 mal auf ein dreieckicht Holz knieen lassen; 5001 mußten Esel tragen und 1707 die Ruthe hoch halten, einiger ungewöhnlichen Strafen, die er im Falle der Noth erfand, zu geschweigen. Außerdem war es gewöhnliche Schulstrafe, den 119. Psalm (176 Verse) auswendig lernen zu lassen.

Allem diesem genannten Unheil traten die Philanthropen entgegen. Man fühlte das Unnatürliche in so vielem Herkömmlichen und sehnte sich nach Freiheit, man sehnte sich, wie Kant, der große Philosoph, sagt, nicht nur nach einer Reformation, sondern nach einer Revolution. Durch Rousseau war nun zwar etwas geschehen, namentlich in Bezug auf Behandlung kleinerer Kinder; Mütter stillten selbst — man ließ ab von der Verweichlichung.

Im Philanthropin berücksichtigte man die leibliche Bildung auf bisher nie gesehene Weise. Die fratzenhafte Kleidung schaffte man ab; bequeme Matrosenkleider traten an ihre Stelle. Der Leib mußte abgehärtet werden; die Knaben machten Reisen zu Fuß, lernten drechseln ꝛc. ꝛc.

Beim Unterrichte selbst war es Hauptsache, daß die Kinder mit Liebe lernen sollten, nicht mit Widerwillen. Man wollte im Gegensatz zum Früheren etwas Dreifaches: andere Lehrmittel, andere Methode, anderes Ziel, aber zugleich, was noch so oft verkannt wird, allgemein menschliche Ausbildung, Humanität. Basedow war nicht nur Ubilitarier d. i. Nützlichkeitskrämer, wie ihm so oft vorgeworfen wird, er war vielmehr dahin bestrebt, eine freie, allseitige Ausbildung aller Kräfte des

ganzen Menschen, des Leibes und der Seele zu fördern und zu bilden; er wollte nicht für große und zu großer Gelehrsamkeit, sondern zum veredelten praktischen Leben, nicht durch Sprachen und Geschichte des Alterthums, sondern durch Natur und Geschichte der Gegenwart erziehen; er wollte Menschen zu Menschen bilden, nicht durch blinde Unterwerfung unter irgend eine Autorität, sondern durch allmähliche, naturgemäße, milde und freundliche Weckung der Anlagen in Freude und Liebe. Das war Basedow's Philanthropinismus.

Daß in der Ausführung der Ideen noch mancher Mißgriff zu Tage gefördert wurde, wird Niemand wundern. Daß aber andererseits das Bedürfniß einer besseren Erziehungsweise überall gefühlt wurde, beweist, daß im Jahre 1783 schon 53 Pensionäre im Philanthropin waren aus allen Ländern Europa's von Riga bis Lissabon.

Basedow selbst jedoch wirkte nur bis 1778 am Institut. Mißhelligkeiten mit seinen Collegen, namentlich dem fleißigen, aber eigensinnigen Wolke, bestimmten ihn, das Philanthropin zu verlassen; doch förderte er das angefangene Werk auch weiter durch Schrift und Wort. Seit 1785 reiste er jährlich nach Magdeburg, um dort einige Monate in einer Mädchenschule zu unterrichten. Im Juli 1790 reiste er wieder hin, fühlte sich aber, dort angekommen, sehr unwohl, und merkte, daß sein Ende nahe sei. Noch Zusätze zu seinem Testamente diktirend, nahm er herzlichen Abschied von seinem jüngsten Sohne und verschied am 25. Juli 1790, fast 67 Jahre alt. Noch seine letzten Worte zeugen von seinem großen Wohlwollen für die Menschheit — er sagte: »Ich will feciret sein zum Besten meiner Mitmenschen.«

Auf dem Kirchhofe der h. Geistgemeinde liegt er begraben. Ihm beweinte seine zweite Frau (die erste starb schon in Soroe), eine Dänin, mit der er 33 Jahre gelebt hatte. Emilie, seine Tochter, heirathete später einen Prediger Cantius, der nahe bei Bernburg lebte.

So ſtarb er, der Gründer des Philanthropins, der unruhige Geiſt, der am liebſten die Welt mit einem Schlage reformirt hätte. Das Verdienſt eines großen Mannes ſpricht ihm aber Niemand ab. Er ſah zwar noch die Mutter- und Muſteranſtalt zu Grunde gehn — doch der edle Same reifte ſpäter, die »höheren Bürgerſchulen« ſind die Frucht, die heute alle Welt genießen kann. Ein Mann war es unter den Philanthropen, deſſen Anſtalt ſich länger hielt, ja noch beſteht; es war der Patriarch der Philanthropen:

Chriſtian Gotthilf Salzmann,

geboren den 1. Juni 1744 zu Sömmerda bei Erfurt.

Sein Vater war Prediger, er ſollte es auch werden; nichts Ungewöhnliches zeichnet ſeine Erziehung aus. In den Jahren 1761—64 ſtudirte er in Jena, wurde ſchon im Jahre 1768 Pfarrer in ſeiner heimathlichen Gegend, wo er bei ſehr geringem Einkommen ſein häusliches Glück durch die Verheirathung mit der 14jährigen Tochter eines Pfarrers Schnell zu Vippach gründete. 1772 erhielt er das Diaconat und bald darauf das Paſtorat an der Andreaskirche in Erfurt. Er wird als frommer, herzlicher Prediger geſchildert, mußte aber, da er nicht ein gewöhnlicher Nachbeter, ſondern Forſcher und vorurtheilsfreier Denker war, manche Anfeindung erfahren. Selbſt Vater wurde er auf die neuen Erziehungsmaximen Rouſſeau's, Baſedow's bald aufmerkſam, und ſich ſelbſt ſeines Berufs als Erziehungsſchriftſteller und Erzieher bewußt; er bethätigte dieſen Ruf durch ein Büchlein, das 1778 erſchien »Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde«, noch mehr aber durch ſein treffliches, für jeden Erzieher beherzigenswerthes »Krebsbüchlein«. Voll Enthuſiasmus für Baſedow's Unternehmen, legte er ſeine Pfarrſtelle nieder, und ging nach Deſſau ans Philanthropin als Religionslehrer und Liturg. Hier ſchrieb er die »Gottesverehrungen der Anſtalt« und ſeinen Roman »Carl

von Carlsberg oder über das menschliche Elend«. Doch fühlte er sich hier nicht wohl. Er hatte sich ein Landgut »Schnepfenthal« bei Waltershausen im Gothaischen gekauft. Hier gründete er 1784 eine eigene, die Schnepfenthaler Erziehungsanstalt.

Klein und unbedeutend war der Anfang. Salzmann fing an mit seinen eigenen Kindern und wenigen Pflegesöhnen. Er fing an zu bauen — der Herzog schenkte ihm 4000 Thaler, die Regierung unterstützte ihn, doch hätten seine Mittel nicht gereicht, wenn nicht seine Umsicht, sein praktischer Blick, seine Ordnungsliebe und Rechtlichkeit und endlich sein unbedingtes Gottvertrauen zum Gelingen seines Werkes das Beste gethan. »Ich hatte es angefangen,« schreibt er, »um hier Kindern eine gute Erziehung geben zu können, und noch hatte kein einziger Vater das Vertrauen zu mir, mir sein Kind anzuvertrauen.« Aber der Ruhm der Anstalt breitete sich bald aus; Salzmann fand Freunde und tüchtige Mitarbeiter z. B. André, Bechstein, Lenz, Gutsmuths (Wiederhersteller der Gymnastik), Gloetz, Weißenborn, Ausfeld u. s. w. und an Schülern mangelte es nie — ja es gehörte fast zum guten Ton, in Schnepfenthal gebildet zu sein. Das fröhliche Leben, die körperlichen Uebungen, die rothe Uniform, die zeigen sollte, daß hier nur Freude herrsche, die Reisen, die Salzmann mit seinen Zöglingen machte und dann anmuthig beschrieb, das alles mitsammen mußte ihm das Herz der Schüler und des ganzen Publikums gewinnen. 1797 gab er seinen »Himmel auf Erden« heraus, der ihm noch mehr die Herzen der Eltern zuwendete, so daß im Jahre 1803 die Zöglinge die Zahl 61 erreicht hatten.

Und wie gemüthlich, wie familiär ging es dort in der Anstalt zu! Es war nur eine große Familie. Die Lehrer Lenz, Weißenborn, Märker und drei Brüder Ausfeld waren Salzmann's Schwiegersöhne. Die Töchter unterrichteten auch; zwei seiner eigenen Söhne wurden auch von ihm zu Lehrern erzogen. Doch die französischen Kriege, mehr aber noch das

Erſcheinen Peſtalozzi's am pädagogiſchen Himmel machte, daß die Anſtalt ſank.

Salzmann ſtarb am 31. October 1811 nicht zu früh für ſein Glück und ſeinen Ruhm. Sah man ihn, ſo erkannte man ſofort den Patriarchen; die hohe Stirn bekundete den Selbſtdenker; ſcharf war ſein Blick, groß ſeine Gewalt über ſich und die Kinder, welche letzteren er nur durch Worte regierte. Jetzt ruht er auf dem Friedhofe zu Schnepfenthal; ein Fliederbaum als Bild ſeiner Gemeinnützigkeit beſchattet ſein Grab. Tauſende ſegnen ſein Andenken!

Neben ihm iſt

Joachim Heinrich Campe

nicht zu vergeſſen. Er wurde 1746 zu Deenſen im Fürſtenthum Braunſchweig geboren. Die Schule beſuchte er in Holzminden und ſtudirte in Halle Theologie. 1773 wurde er Feldprediger im Regimente des damaligen Prinzen von Preußen zu Potsdam.

Sein Herz ſchlug warm für Menſchenwohl, und dieſem förderlich zu ſein, war ſein innigſtes Beſtreben; er ſah ein, daß die Erziehung am meiſten wirken könne und deshalb wendete er ſich ihr zu. 1777 wurde er Anhalt-Deſſauiſcher Erziehungsrath und nach Baſedow's Abgang 1778 Direktor des Philanthropins. Er legte das Direktorat jedoch bald nieder, um in Hamburg ein eigenes Inſtitut zu gründen.

Seine geſchwächte Geſundheit veranlaßte ihn, daſſelbe an Trapp 1783 abzugeben. Noch einmal nahm er ein öffentliches Amt an 1787: er wurde herzoglich braunſchweigiſcher Schulrath und zugleich Vorſteher einer Buchhandlung, die namentlich ſeine eigenen Werke herausgab. Später übergab er dieſelbe ſeinem Schwiegerſohne, dem Buchhändler Friedrich Vieweg.

Unter Campe's Werken, die heute noch geleſen werden, ſteht obenan der »Robinſon«. Es iſt das durchaus keine

eigene Erfindung des Autors; er fand den Stoff und war schon durch Rousseau darauf aufmerksam gemacht. Die Campe'sche Bearbeitung, der leichte und unterhaltende Erzählungston, die Einkleidung in Gespräche, die, besonders für Kinder so lehrreichen Bemerkungen aus dem menschlichen Leben, der Naturgeschichte, der Geographie, der Schifffahrt ꝛc. erheben dieses Buch nicht nur weit über das Original, sondern stellen es auch über alle sonstigen Bearbeitungen des Robinson.[1]

Großen Eingang fanden auch Campe's Reisebeschreibungen z. B. die Entdeckung von Amerika; dann sein rein moralischer »Theophron, oder der erfahrene Rathgeber für die Jugend.« Unter den Büchern, welche Campe für Pädagogen schrieb, dürfte sein *Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens* den ersten Platz einnehmen. Er gab es in Gemeinschaft mit andern, ihm gleich gesinnten Erziehern und Schulmännern, *Resewitz*, *Ehlers*, *Trapp* ꝛc., heraus. In diesem Werke findet man auch Uebersetzungen von Lockes Gedanken über Erziehung und von Rousseau's Emil; — es behandelt die wichtigsten pädagogischen Aufgaben, besonders solche, in denen der Gegensatz zur neuen und alten Schule hervortritt.

Im Jahre 1789 war Campe in Paris und zugleich Lobredner der französischen Revolution. Verdenken wir ihm das nicht; — er glaubte in ihr den Anfang einer glorreichen, neuen Zeit zu sehen. (Hat er sich getäuscht?)

Nachdem er noch die theologische Doktorwürde erhalten, aber schon mehrere Jahre in Ruhe gelebt, starb er am 22. October 1818, 72 Jahre alt. Auch er, wie Basedow, war für Menschenwohl noch im Tode besorgt; die Kosten einer herkömmlichen Beerdigung vermachte er den Armen; außerdem gab er seinem Schwiegersohne Vieweg auf, 2000 Exemplare

---

[1] Ganz dem entgegen urtheilt Raumer, der namentlich die saft- und kraftlosen (!!) Moralpredigten tadelt.

des Robinson und Theophron als Geschenk für unbemittelte Kinder zu drucken und in seinem Namen vertheilen zu lassen.

Als derjenige, welcher die philanthropischen Ideen in die schon bestehenden Volksschulen einzuführen sich bemühte, ist hier nicht zu vergessen der Domherr (von Halberstadt):

Friedrich Eberhard von Rochow

auf Rekahn, geb. den 11. October 1734 zu Berlin.

Einen Theil seiner Erziehung genoß er auf der Ritterakademie zu Brandenburg. Vom 15. Jahre ab war er Soldat und folgte seinem Könige in den 7jährigen Krieg. In Leipzig lernte er Gellert kennen und achten. Durch mehrere Schüsse gelähmt, mußte er den Kriegsdienst verlassen. Er ging auf seine Güter, wo er nun ganz der Verbesserung des Schulwesens lebte. Er schrieb ein Büchlein »Versuch für Kinder der Landleute«, in welchem er eine bessere Methode aufzustellen suchte. Das Büchlein fand allgemeinen Beifall; nun führte er seine Ideen praktisch durch, was nicht allein die unmittelbare Folge hatte, daß die Schulen auf seinen Gütern besser wurden, sondern auch, daß man ihm nachahmte, ja die ganze preußische Landschullehrerverbesserung ist wohl sein Werk (General-Landschul-Reglement Fr. d. Gr.). Allmänniglich bekannt ist der Rochow'sche »Kinderfreund«, der zum ersten Mal 1776 zu Berlin erschien. Er findet sich noch in Vieler Hände. — Hochgeehrt war Rochow auch als Mensch, ebenso seine vortreffliche Gattin. Sich selbst und seinem Patriotismus hat er noch ein Denkmal gesetzt, indem er den Heldenthaten der Brandenburger unweit Fehrbellin ein Monument errichtete. Er starb am 16. Mai 1805, betrauert von allen, die ihn kannten, und nahm den Ruhm eines nützlichen und rechtschaffenen Mannes ins Grab, der sein Leben dem Wohl der Menschheit gewidmet hatte.

So verlaſſen wir jetzt die Philanthropen mit dem Wunſche, dieſe kurze Schilderung ihres treuen, redlichen, uneigennützigen Wirkens möge dazu beitragen, die vergeſſenen und oft verkannten Früchte ihres Daſeins mehr zu erkennen und zu würdigen.

Anhang.

Auszug aus einem amtlichen Bericht über den Zuſtand der von dem Domherrn v. Rochow geſtifteten Schulen.

Es herrſcht in der Schule ein freies und offenes Weſen unter den Kindern und an ihren Lehrern hangen ſie mit Liebe. Dies bewirkt auch zum Theil die von dem Domherrn von Rochow angeordnete und noch immer befolgte Schuldisciplin. Nicht durch körperliche Strafen, welche hier äußerſt ſelten vorfallen, ſondern durch Belehrung, durch Gewöhnung zur Ordnung, durch ſtrenges Halten auf die beſtehende Einrichtung ſucht man ſich auf eine liebreiche Weiſe das Vertrauen der Kinder zu erwerben, und ſie in dem nöthigen Gehorſam zu erhalten. Auch genießen die Schullehrer die Liebe und Achtung ihrer Gemeinden, und finden in dem Bewußtſein treu erfüllter Pflicht ihren Lohn. Frägt man nun, welches ſind die Wirkungen dieſer nun ſchon über 50 Jahre beſtehenden Schuleinrichtungen, welche Folgen zeigen ſich davon bei den Erwachſenen, die doch nun faſt ſämmtlich in dieſen Schulen unterrichtet ſind; ſo ſind die Urtheile darüber in neueren Zeiten ſehr verſchieden und oft zum Nachtheil dieſer Schulen ausgefallen. Man hat ihnen den Vorwurf gemacht, daß die Kinder in denſelben zu klug würden, und die Erwachſenen nicht mehr ſo folgſam wären, wie ehemals. In der Schrift: Ueber den jetzigen Standpunkt des Volksſchulweſens ꝛc. las ich vor einiger Zeit nicht ohne Verwunderung pag. 5 die Stelle: »Rochows Streben, wenngleich raiſonnirende Bauern und prozeßſüchtige

Unterthanen ſollen daraus hervorgegangen ſein, war ein edles Streben für Menſchenwohl.« Wiſſen möchte ich wohl, womit man die Wahrheit dieſes gehäſſigen Zwiſchenſatzes erweiſen will. Ich, der ich mehrere Jahre Prediger dieſer Gemeinde geweſen bin, und jetzt in der Nähe dieſer Dörfer Gelegenheit habe, das Treiben ihrer Bewohner genau zu beobachten, kann gerade das Gegentheil davon behaupten. Man frage nur den dortigen Gerichtshalter, wie äußerſt ſelten auf dem Gerichtstage Prozeſſe vorkommen und größtentheils nur Erbſchaftstheilungen zu ſchlichten ſind. Bei der Ablöſung der gutsherrlichen Verhältniſſe, welche kürzlich in allen drei Dörfern zu Stande gekommen, iſt kein Prozeß entſtanden. Und wenn ſie dabei ihre Anſichten über ihre Berechtigung offen und frei, aber beſcheiden vorgetragen, um Belehrung gebeten, und wenn dieſe nach ihrer Meinung richtig war, ſie willig angenommen haben, ſo heißt das nicht raiſonniren, im gehäſſigen Sinne des Worts. Wahr iſt es, daß jetzt ein Rechtsſtreit zwiſchen der Gutsherrſchaft und der Gemeinde zu Crane über die Koſten zum Bau der Kirche ſchwebt. Die Gemeinde gründet ihre Behauptung, von den Beiträgen zu den Baukoſten frei zu ſein, auf eine dortige Obſervanz, nach welcher die Gutsherrſchaft immer die Koſten bei Reparaturen oder Neubau der Kirche getragen hat, wie ſolches namentlich im Jahre 1771 bei Erbauung der Kirche geſchehen, und wartet nun ruhig die Entſcheidung des Königl. Kammergerichts ab. Manches Unordentliche, das der Krieg, beſonders unter den jungen Leuten, herbeigeführt hat, mag auch wohl hier, beſonders unter dem Geſinde aus andern Orten, vorgefallen ſein. Indeſſen kann man mit Wahrheit behaupten, daß die in dieſen Schulen gebildeten weit verſtändigere und im Ganzen rechtſchaffenere Leute geworden ſind, als ſie ohne den erhaltenen ſorgfältigen Unterricht geworden wären. Ihre Wirthſchaft treiben ſie mit Fleiß, Betriebſamkeit und Umſicht, und von der franzöſiſchen Invaſion herrſchte allgemeiner Wohlſtand in dieſen Dörfern. Ihr fleißiger Beſuch der Kirche, ihre Stille

und Aufmerksamkeit in derselben, ihre andachtsvolle Theilnahme am h. Abendmahl beweist, daß ihnen die Religion nicht gleichgültig ist. Es herrscht weniger Aberglaube unter ihnen, als in andern Dörfern und in Krankheitsfällen nehmen sie nicht zu abergläubischen Mitteln ihre Zuflucht, sondern suchen ärztliche Hilfe. Sie sind wohlthätig. Bei Collecten sind mehrentheils die Beiträge aus dieser Parochie die ansehnlichsten, und man kann dreist behaupten, daß es in diesen Dörfern weniger Trinker, Spieler und Ausschweifende giebt, als in andern.

Johann Heinrich Pestalozzi.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt,
Vertrau auf Gott! und rette den Bedrängten.
Schiller.

Ein großer Mann lebt ewig in der Welt
Gedächtniß,
Das von Geschlecht sich zu Geschlechtern reiht;
Sein Name wirkt ein heiliges Vermächtniß,
In seinen Jüngern fort und fort erneut,
Und so in edler Nachfolg und Gedächtniß
Gelangt die Tugend zur Unsterblichkeit;
Zu gleichem Preise sieht sich aufgefordert,
Wem gleicher Trieb im edeln Busen lodert.
Göthe.

Der 12. Januar 1746 gab einem Kinde in der Schweiz das Leben, welches dazu bestimmt war, als Stern erster Größe am pädagogischen Himmel zu leuchten, zugleich aber auch am Himmel reiner Menschenliebe und aufopfernder Menschenfreundlichkeit. Es war das Kind eines Züricher Arztes Pestalozz, dessen Frau aus Wädenschwyl am Züricher See gebürtig, eine geborene Hotze war.

Johann Heinrich wurde das Kindlein genannt, und (die Urſache weiß man nicht) ſpäter änderte er ſelbſt ſeinen Familiennamen in Peſtalozzi um. In ſeinem 6. Jahre verlor er den Vater. Von nun an leitete ſeine Mutter allein die Erziehung ihrer Kinder, treu unterſtützt von einer frommen Magd, dem Babeli, das der alte, als er ſtarb, ans Bett rief und mit Thränen im Auge bat, Frau und Kinder (außer Heinrich war noch ein Sohn und eine Tochter vorhanden) nicht zu verlaſſen. »Ich verlaſſe Ihre Frau nicht, wenn Sie ſterben; ich bleibe bei ihr, bis in den Tod, wenn ſie mich nöthig hat;« ſo ſagte die treue Magd und hat ihr Wort ehrlich gehalten. Frauenerziehung ſpiegelt ſich auch im Leben Peſtalozzi's bis an ſein Ende. Er ſelbſt ſagt:

„Ich kam Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor; kurz, alle weſentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungsart und männlicher Uebungen mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bei der Eigenheit und bei den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte.“ (Im Schwanengeſang.)

Dieſe ſeine Eigenheit beſtand aber, nach ſeiner eigenen Angabe darin, daß es ihm beim reizbarſten Gefühl und lebhafter Imagination an verſtändiger Aufmerkſamkeit, an Nachdenken, Umſicht und Vorſicht fehlte. Weiter ſagt er, daß er die Welt nur in der Beſchränktheit der Wohnſtube ſeiner Mutter und ſeiner Schulſtube ſah, das wirkliche Menſchenleben ihm aber ſo fremd ſei, als ob er nicht in der Welt lebte, in der er wohnte.

Von ſeinem 9. Jahre ab beſuchte Peſtalozzi jährlich einige Monate ſeinen Großvater mütterlicherſeits, einen Pfarrer. Der Umgang mit dieſem gewiſſenhaften Seelſorger und namentlich deſſen wahre Frömmigkeit machten auf den Enkel einen bleibenden Eindruck. Von ſeiner Schulzeit erzählt uns der alte Peſtalozzi in ſeinem Schwanengeſange noch Manches, z. B. wie er der körperlich ungewandteſte und tölpelhafteſte geweſen ſei, doch aber mehr ſein wollte als die andern; daß einer ſeiner

Mitschüler ihn den »Heinrich Wunderlich von Thorlingen« nannte, daß aber die meisten ihn wegen seiner Gutmüthigkeit und Dienstgefälligkeit liebten und gern hatten. Auch in Bezug aufs Lernen war unser Pestalozzi nicht ausgezeichnet. Er sagt wohl, daß er in einigen ihn interessirenden Gegenständen den Mitschülern weit vorausgeeilt war, in andern jedoch auch weit zurückblieb; seine Lehrer waren durchaus nicht mit ihm zufrieden. Es war also eigentlich Nichts, was auf den ungewöhnlichen Mann im Leben schließen ließ. »Nur eine große Eigenschaft trat schon früh in ihm hervor« sagt Diesterweg »unbedingte Wahrhaftigkeit.« Er war schlechterdings unfähig, sich zu verstellen, und er sagte immer die Wahrheit, selbst da, wo sie ihm Schaden brachte. Da sich mit dieser herrlichen Eigenschaft ein tiefer Natursinn, der Sinn für das Einfache, Natürliche, Ungekünstelte, Grade verband, so besaß er die Eigenschaften und Anlagen, welche zur Auffindung des Wahren in den Dingen und in den menschlichen Zuständen befähigen. Nur der wahrhafte Mensch entdeckt und sieht das Wahre; dem falschen und verschrobenen Menschen verbirgt es sich.«

Achtzehn Jahre alt trat Pestalozzi in Zürich in das Collegium humanitatis. (Henning.) Von den Lehrern, die vorzüglich auf ihn wirkten, sind zu nennen:

Bodmer (bekannt durch seine Streitigkeiten mit Lessing; er war Professor der Geschichte).

Breitinger, Professor der hebräischen und griechischen Sprache.

Steinbrüchel »ein witziger, gelehrter, aber zur ungläubigen Aufklärung sehr geneigter Mann.«

Der Zweck, sagt Pestalozzi, unserer öffentlichen Bildung war gut; Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft, Vaterlandsliebe wurde erstrebt; die Mittel aber d. h. der Unterricht war schlecht. Da erschien Rousseau's Emil (1762, siehe diesen). Statt aber Gutes zu wirken, erzeugte er „Knabenideen“. Nur ein Gutes hat er wenigstens miterzeugen helfen — die Idee Pestalozzi's — einen Stand zu wählen, in dem er „auf den bürgerlichen

Zustand seiner Vaterstadt, ja seines Vaterlandes thätigen Einfluß erhalte.“

Der Theologie hatte sich der Jüngling gewidmet; jetzt studirte er die Rechte. Henning erzählt, daß Pestalozzi bei seiner ersten Predigt mehrmals stecken geblieben sei, auch habe er das »Vaterunser« nicht richtig gebetet. Dies sei mit ein Grund, warum er die Theologie aufgegeben.

Auf der neuen Bahn, die er sich erwählt, fuhr er nun fleißig fort. Er gab in dieser Zeit schon Zeugnisse seines Fleißes und seiner Talente in Aufsätzen über »spartanische Gesetzgebung, über Berufsbildung, Uebersetzungen einiger Reden des Demosthenes.« Er vollendete sein juridisches Studium. Gelehrsamkeit aber war nicht der Weg, der ihm Ruhm und Ehre bringen sollte; es war ein anderer, noch dornenvollerer.

Pestalozzi's Aufmerksamkeit wurde um diese Zeit besonders gefesselt durch die traurigen Zustände seiner Vaterstadt, wie überhaupt des öffentlichen Lebens. Er sah, wie in den höheren Ständen Luxus, Verschwendung und Verachtung der niedern Klassen herrschte; in letzteren aber bemerkte er Haß gegen jene, womit sich Rohheit und Unsittlichkeit paarten, entstanden aus äußerem Druck und Noth. »Die Vaterlandsliebe und die Rechte der unterdrückten Partei hätten seine Brust so mächtig bewegt, daß er auf alle Mittel zu ihrer Befreiung gedacht und leicht hätte zum Mörder an denen werden können, die ihm als Despoten erschienen seien«, erzählt Henning, habe Pestalozzi zu ihm gesagt. Noch kommen dazu die Ideen, die er aus Rousseau's Emil sog, der Widerwille gegen die Unnatur des Standes der Gelehrten und der ganzen europäischen Bildung und seine Krankheit. Diese Umstände machten aus einem vielleicht nicht bekannt gewordenen Juristen den berühmten »Welterzieher«.

Da Pestalozzi's Krankheit mit durch zu überspanntes Studiren entstanden war, so riethen ihm die Aerzte, eine Zeitlang dem Studium zu entsagen und sich auf dem Lande zu erholen. Nur zu treulich befolgte er diesen Rath — er entsagte allem

Studium und verbrannte seine Manuscripte, von nun auf dem Lande bei Verwandten lebend; hier hörte er von einem bedeutenden Landwirth im Kanton Bern, dem Tschiffeli im Kirchberg; dort ging er hin um sich Raths zu erholen, wie er seine Pläne fürs Landvolk verwirklichen könnte. Als »bürgerlicher Träumer« kam er hin, als »landwirthschaftlicher Träumer« ging er fort; namentlich erging er sich in großen Ideen, die zum Theil ganz unausführbar waren, nie aber dachte er an die Mittel, die zur Ausführung nöthig waren; das war »das ökonomische Unglück seines Lebens«. Unter andern hatte er hier Krapp-Pflanzungen[1], die damals großes Aufsehen machten, kennen gelernt und beschlossen — auch solche anzulegen. Beim Dorfe Birr, unweit Lenzburg, im Kanton Aargau, kaufte er 100 Morgen unbenutztes Haideland à 10 Gld., ließ darauf ein Haus bauen, gab der Besitzung den Namen Neuhof und fing, 22 Jahre alt, zu wirthschaften an. (Das Geld hatte ihm ein Züricher Handelshaus vorgeschossen, sein Erbtheil war nicht sehr groß!)

Vierundzwanzig Jahre alt, am 24. Januar 1769 vermählte er sich mit Anna Schultheiß, einer Kaufmannstochter aus Zürich. Wie der 24jährige Mann dachte und fühlte, seine Hoffnungen und Erwartungen, seine Wünsche und Entschlüsse, aber auch mit großer Offenheit, Selbstkenntniß und Selbstverleugnung seine Fehler und Schwächen (er sagt selbst, daß es ihm schwer würde), legte er dem Mädchen seiner Wahl vor in einem Briefe, der uns gestattet, tief in sein großes, liebevolles Herz zu schauen.

Ein Gefühlsmensch, wie es Pestalozzi war, sieht überall das Elend, die Armuth, die Hilfsbedürftigkeit. So auch hier

---

[1] Krapp oder Färberröthe (Rubia tinctorum) mit 4—6 etwas schärflichen Blättern, kleinen, grünlichen Blumen. In den kriechenden, unterirdischen Stengeln enthält sie einen gelbrothen Farbestoff, welcher sich nachher in einen rothen Farbestoff verwandelt, der in der Türkischrothfärberei angewandt wird. — Jetzt viel in Schlesien angebaut. —

in Neuhof. Und trotzdem, daß die Erfolge seiner Landwirthschaft nicht, lange nicht seinen Erwartungen entsprachen, errichtete er im Jahre 1775 eine Armenschule zu Neuhof und er ward — Schulmeister. Er sammelte arme Kinder, wo und wie er sie fand, und hatte ihrer bald gegen 50 beisammen; an ihnen und an seinem eigenen Sohne, über dessen Entwickelung in den ersten Lebensjahren er ein Tagebuch führte, bildete er sich zum Lehrer und Erzieher aus.

Jedes Kind, das nur arbeitsfähig war, mußte an ländlichen Beschäftigungen Antheil nehmen und passende Handarbeiten im Hause verrichten. Während der letzteren unterrichtete er sie. Mit Staunen bemerkte er, wie wenig sie ihre Sinne gebrauchen konnten, wie stumpf sie mit Augen und Ohren an den merkwürdigsten Erscheinungen vorübergingen, und wie schlecht sie sprachen. Darum legte er schon jetzt auf die Entwickelung der Sinne, auf genaues Sehen, Hören und richtiges Sprechen mehr Werth, als auf die Fertigkeiten des Lesens und Schreibens.

Aber auch hier entsprach der Erfolg den Erwartungen nicht. Die Rohheit der meisten Kinder, die, obgleich Bettelkinder, dennoch verzärtelt waren, der Einfluß der Eltern, deren unverschämte Forderungen Pestalozzi in äußerer Hinsicht wegen Mangel an Geld nicht immer befriedigen konnte, manche Mißgriffe, die er selbst beging, störten den Fortgang. So kam es, daß er nach fünfjährigem Bestehen 1780 seine Anstalt auflösen mußte. Seine Lage war entsetzlich.

Er hatte Schulden — oft nicht Brot und Holz, um sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Seine Frau war krank. Seine Freunde liebten ihn hoffnungslos, seine Feinde aber wandten das Wort an »Er will Andern helfen, und kann sich selber nicht helfen«.

»Trotzdem war die Auflösung dieser Anstalt ein Glück für Pestalozzi, ein Glück für die Welt« sagt Raumer. (Gesch. II. p. 378.) Vergeblich aber war seine Arbeit nicht gewesen; die erste Frucht derselben war ein Büchlein »Abendstunden eines

Einsiedlers«, das uns in Aphorismen den Schlüssel seines pädagogischen Wirkens giebt. So schön, so voll Gedanken — »deren jeder ein Text zu einer Abhandlung« — auch dieses Werk ist, noch viel wichtiger für ihn und uns, viel bekannter und durchgreifender ist dasjenige, das 1781 erschien:

»**Lienhard und Gertrud**«, ein Buch für das Volk. Der kurze Inhalt ist der: Gertrud, Lienhards, eines gutmüthigen, ziemlich schwachen Mannes Frau, ist zugleich dessen Halt, sein Vormund. Die Art, wie sie ihre Haushaltung führt, ihre Kinder erzieht und unterrichtet, ist Pestalozzi's Ideal. Solch Haushalten, solche Weise des Unterrichts und der Erziehung wünscht er allem Volk. Gertrud wird selbst bei der Einrichtung der Dorfschule zu Rath gezogen. Das ist die Lichtseite. Die Kehr- und Schattenseite ist eine Dorfgemeinde im tiefsten Verderben, in Rohheit und Entsittlichung. Arner, der einsichtsvolle, wohlwollende Herr des Dorfes, thut viel, um dem Verderben zu steuern. Die Beschreibung der Schule Glülfis zu Bannal enthält viele charakteristische Züge von Pestalozzi's damaligem Leben und Wirken in Neuhof. Freiligrath singt von diesem Buche:

Nach diesem (Jung Stilling) hat auch Pestalozz' geschrieben
Von tücht'gen Herzen unter schlechtem Kittel:
Wie die Geringen dulden — hoffen — lieben —
Lienhard und Gertrud ist des Buches Titel.
Oft las ich es — mit Augen, ach! die quollen! —

Zur Erläuterung seines Buches, namentlich um dem Mißverständnisse abzuhelfen, als ginge aus Lienhard und Gertrud hervor, daß alles Elend im Volke von den Unterbeamten in den Dörfern ausgehe, schrieb er »Christoph und Else« 1782. Da Pestalozzi noch immer auf seinem Neuhof lebte (im Ganzen 30 Jahre), so schrieb er um diese Zeit noch manche Werke; gab auch ein »Schweizerblatt« heraus.

Im Jahre 1798 seine »Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes«. Ueber dieses Buch ist viel gesagt und viel gestritten. Am besten

urtheilt man, wenn man selbst liest; nur soviel sei gesagt, daß es eben in einer Zeit verfaßt wurde, wo sein Gemüth verbittert und er, so zu sagen, mit der Menschheit verfallen war. Doch enthält es unleugbar auch des Schönen viel.

Die französische Revolution, dies Ungeheuer, fiel in jene Zeit. So schrecklich, wie sie war, soviel Gutes hat sie doch gestiftet. Verfolge man ihre Ursachen und Wirkungen — wo sie auftrat Verwirrung und Schrecken, die endliche Folge — doch vielfach segensreich. Doch lassen wir das Allgemeine dem Studium der Weltgeschichte und betrachten dieselbe nur insofern sie die Schweiz, und mit ihr Pestalozzi in seinem Vaterlande berührte. Die Verfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft war ein abenteuerliches Gemisch verschiedener Formen, geistlos und vielfach natürliches Recht verletzend. Unter dem Namen der Freiheit herrschte die engherzige Aristokratie, zum Theil heillose Oligarchie.[1] Wie denn auch vorher schon darauf hingedeutet wurde, und was Pestalozzi so tief fühlte.

Während des Krieges der Koalition gegen die franz. Republik blieb die Schweiz ihren Grundsätzen getreu, nämlich neutral, obwohl sie manche Kränkung in die Tasche stecken mußte. Frankreich, alle Einmischung in seine inneren Verhältnisse für unrecht haltend, dasselbe Frankreich mischte sich selbst in die inneren Verhältnisse der Schweiz bald nach dem Frieden von Campo Formio (den 17. Oct. 1797).

So kamen bald französische Heere und wollten der Schweiz bringen, was sie selbst nicht hatten: Freiheit. Doch genug; es sei hier nur noch erwähnt die Katastrophe, die in Pestalozzi's Leben so tief eingriff.

Die gesetzgebenden Räthe befahlen, alle Schweizer, die das 20. Jahr erreicht hätten, sollten die neue Verfassung beschwören. Sie weigerten sich; doch Unterwalden nid dem Wald

[1] Herrschaft von Wenigen — die Form der Aristokratie, in der einige Familien oder Individuen die Regierung aus den Händen der dazu Berechtigten an sich gerissen haben.

allein wagte einen verzweifelten Kampf. Nun aber drangen von mehreren Seiten französische Heerhaufen in das kleine Land, und obgleich in dem entsetzlichen Morden des 7—9. September mehr als 2000 Franzosen erschlagen wurden, so unterlagen die Schweizer doch der Uebermacht. Stanzstadt ging in Flammen auf. Der schöne Flecken Stanz ward geplündert und verheert, und Weiber und Kinder und Greise wurden erschlagen.

Hoch schlug das Herz des edeln patriotischen Pestalozzi. Jetzt hielt er's nicht länger aus: »du mußt Schulmeister werden« der armen, verlassenen Waisen Erzieher und Lehrer, das war's, was sein Herz voll machte und ihn in das unglückliche Stanz trieb.[1] Der Vorstand von Stanz überwies ihm ein leeres Haus — bald hatte Pestalozzi 80 Bettelkinder um sich gesammelt, denen er Vater, Erzieher und Lehrer war. Tag und Nacht war er um sie, am Morgen der Erste, Abends der Letzte; er aß, schlief, spielte mit ihnen. Schon nach einigen Monaten waren sie so im Guten und in der Freude am Rechten befestigt, daß sie oft des Abends, wenn er beim Zubettgehen gebetet hatte, ihn baten, bei ihnen zu bleiben und sie noch im Dunkeln zu unterrichten.[2] Zufriedenheit und Glück, der Segen Gottes, ruhte auf dem Hause. Als im Jahr 1799 der Flecken Altdorf durch Brand zerstört ward, sprach Pestalozzi zu seinen Kindern: »Wie wär's, wenn wir etwa 20 von den obdachlos gewordenen Kindern zu uns nähmen? Zwar müßt ihr euer Brot mit ihnen theilen.« — Ja, ja, riefen alle und frohlockten vor Freude. Doch die dauerte nicht lange; am 8. Juni 1799 kamen die Franzosen und richteten in seinem Hause ein Lazareth ein. Vater Pestalozzi mußte seine Kinder zerstreuen. Doch auch das war für ihn eine Wohlthat; denn

[1] Nach einem Diesterweg'schen Programm.

[2] Lancaster'sche Methode (Monitoren) hatte hier schon Pestalozzi (s. Lancaster).

den Sorgen, Anstrengungen, dem Kummer und den Plackereien der sich unverschämt undankbar zeigenden Eltern wäre er bald erlegen. Er mußte so schon eine Zeit nach Gurnigel, wo eine Heilquelle war, gehen.

Von hier ging er nach Burgdorf, der zweiten Stadt im Kanton Bern, und erhielt gütigst die Erlaubniß, umsonst in den Unterklassen zu unterrichten. Herr Dr. Mönnich sagt:

„In der sogenannten Lehrgottenschule, in welcher 4—8jährige Kinder unter der obersten Leitung eines Frauenzimmers, Lehrgotte genannt, im Lesen und Schreiben Unterricht erhielten.“ (Gotte heißt im Schweizerischen soviel als Pathin.)

Es liegt daher in dem uns fast komisch klingenden Ausdruck der schöne Sinn, daß die Lehrerin der Kinder, als Stellvertreterin der Mutter, als Pathin derselben zu betrachten sei. Hier wirkte er nicht einmal ein volles Jahr. Seine neue Lehrweise mißfiel den Bauern. Er ließ ja die Kinder nicht genug den »Heidelberger Katechismus« lernen! Seine Anleitungen zum Denken und Sprechen erschienen ihnen überflüssig; doch nach acht Monaten, als eine Behörde ihn sah und seine Leistungen, erstaunte man. Allein er war zu angegriffen — er mußte die Stelle aufgeben. Es stand jetzt bei ihm fest, selbständig eine Erziehungsanstalt zu gründen; sie kam 1800 im Winter zu Stande; drei Gehülfen, Krüsi, Tobler, Buß, standen ihm zur Seite. Hier schrieb er sein Buch: »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.« Es ist das aber nichts weniger als eine Anleitung für Mütter; ich kann nur anrathen, es zu lesen mit allen seinen großen Schönheiten und Schwächen. »Das A aller Kenntnisse ist ihm die Anschauung, das Ziel: der deutliche Begriff.«

Wie Pestalozzi in Burgdorf lehrte, erzählt Johannes Ramsauer in seiner Schrift »Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens«. Der Verfasser, Sohn eines Handelsmannes, zu Herisau in Appenzell geb. 1790, wanderte 1800 nebst vielen andern Knaben aus und kam nahe nach Burgdorf. Er wurde

von Pestalozzi aufgenommen und erzogen; er erzählt, wie er in der Anstalt Schüler, Pflegekind, kleiner Hausknecht, Unter-Unterlehrer, Unterlehrer, Institutsbuchbinder, Tambour, Fagotbläser, Schreiber, Instituts-Nachtwächter ꝛc., Oberlehrer 2 Jahre gewesen sei. Auch daß Pestalozzi ihm häufig, im Bette liegend, von 1 oder 2 bis Morgens diktirt habe. — Er erzählt vom Eifer Pestalozzi's, der so weit ging, daß Pestalozzi oft schon um 10 Uhr, nach 2 bis 3 Unterrichtsstunden total heiser gewesen sei. Bald erschienen, als Früchte des dortigen Unterrichts, die Bücher:

1) A B C der Anschauung oder Anschauungslehre der Maßverhältnisse.
2) Anschauungslehre der Maßverhältnisse.
3) Buch der Mütter oder Anweisung für Mütter, ihre Kinder bemerken und reden zu lehren.

Die Anstalt machte Aufsehen. Es eilten Männer aus der Ferne herbei, den großen Pädagogen zu sehen und zu hören. Die Franzosen kamen ihm wieder dazwischen und am 22. Aug. 1804 mußte Pestalozzi das Schloß in Burgdorf räumen. Die Berner Regierung räumte ihm das Kloster Buchsee ein und ließ es einrichten; Buchsee liegt nahe bei Hofwyl, wo Fellenberg wohnte, mit dem Pestalozzi aber nicht, da beide Anstalten unter Fellenberg's Direktion kamen, sich vereinigen konnte. Der Eine Gemüth, der Andere Verstand, zwei der ersten Männer ihres Vaterlandes, der Eine Liebe und anregende, der Andere ausführende Thatkraft, Beide erglüht für das Wohl der Menschheit; sie hätten noch mehr wirken können, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, miteinander in schönster Ergänzung zu wirken. Pestalozzi nahm gerne den Ruf der Stadt Iferten (Yverdun) an, um hier weiter ungestört zu wirken bis fast an sein Ende (i. J. 1805). Doch was sage ich ungestört: nein, gekämpft hat der Mann mit Allem und Allen; wohl oft mag er geseufzt haben: Friede, süßer Friede, komm', ach komm' in meine Brust.

Pestalozzi lehrte, wirkte nun in Iferten. Seine äußern Schicksale waren sehr verschieden, er hatte glückliche und unglückliche Jahre. Die Zahl der Zöglinge schwankte hin und her. Die Einnahmen reichten in der Regel zur Deckung der Unkosten nicht hin. Und dazu kam, daß Pestalozzi unglücklicher Weise ein Mann war, der, nur seinen Ideen lebend, nicht die Gabe besaß, ein großes Hauswesen zu leiten. Er war nirgend Praktiker. Auch manches häusliche Unglück beugte ihn. 1801, nach Anderen 1794, verlor er seinen einzigen Sohn (geb. 1770), der wieder ein Söhnchen hinterließ, das später Neuhof in Pacht nahm. Den 11. December 1815 starb, fast 80 Jahre alt, Frau Pestalozzi, nachdem sie 45 Jahre in glücklicher Ehe mit ihrem Gatten gelebt und Leid und Freud mit ihm getheilt hatte. An ihrem Sarge sprach Pestalozzi:

„Wir waren von Allen geflohen und verspottet, Krankheit und Armuth beugten uns nieder, und wir aßen unser trockenes Brot mit Thränen; was gab dir und mir in jenen schweren Tagen Kraft auszudauern und unser Vertrauen nicht wegzuwerfen?“

Eine Bibel ergreifend und sie der Todten auf die Brust legend, fuhr er fort:

„Aus dieser Quelle schöpftest du und ich Muth und Stärke und Frieden.“

Unter zwei hohen Wallnußbäumen des Schloßgartens ist ihr Grab. —

Aus aller Welt Ende kamen Schüler und Lehrer, um bei Pestalozzi zu lernen. Friedrich Wilhelm III. beauftragte den Minister von Altenstein, Leute zum Erlernen der Pestalozzi'schen Methode nach Iferten zu senden. Der Minister schreibt an Pestalozzi:

„Von dem großen Werthe der von Ihnen erfundenen und so glücklich ausgeübten Lehrart vollkommen überzeugt, bin ich Willens auf die Einführung derselben in die Elementarschulen eine durchgängige Reform des Schulwesens hiesiger Königl. Provinzen zu gründen, indem ich davon den segensreichsten Einfluß auf die Bildung des Volkes erwarte u. s. w.“

Einige der Fremden, die sich in Pestalozzi's Institut aufhielten, sind:

Aus Preußen: Dreist und Henning aus Altgermalde in Pommern; Kawerau aus Elbing; Krätz und Renschmidt aus Schlesien; Preuß und Patzig aus Ostpreußen; Häntel aus Breslau; Graf, Regierungsrath in Königsberg — Plumann, Vorsteher einer Anstalt in Berlin; Baier, Pastor zu Altenkirchen auf Rügen; Krüger, Oberlehrer in Danzig; Lantz, Schüler von Fichte; Delbrück, Geh. Rath.

Aus Sachsen: Fröbel aus Thüringen; Blochmann, Geh. Schulrath in Dresden; Hientzsch, Seminardirektor in Potsdam u. a. m.

Aus Würtemberg: Zeller, Königl. Preuß. Ober-Schulrath; Denzel, sonst Direktor des Landschullehrer-Seminars und Pastor zu Eßlingen.

Aus Nassau: Delaspé, Vorsteher der Erziehungsanstalt in Wiesbaden.

Aus Mecklenburg: v. Türk, Regierungsrath in Potsdam — und noch viele andere.

Unter Pestalozzi's Jüngern glänzen die Namen: Krüsi, Buß, Tobler, Näf, Ramsauer, J. Schmidt, Niederer, Fräulein Kasthofer — später Frau Niederer. —

Solche Anerkennung that dem alten Manne wohl; er wirkte und lebte nur für das, was er für das Wohl der Menschheit als das Wahre erkannt hatte. Aber seine Anstalt, deren eigentlicher Zweck doch war, für das Elementar-Schulwesen eine Umgestaltung zu veranlassen, die Erziehung der Armen zu veredeln — sie wurde wesentlich in diesem Zwecke verrückt, als Pestalozzi durch seine Freunde und Mitarbeiter verleitet wurde, sie zu einer höhern Erziehungsanstalt für vornehmere Kinder hinaufzuschrauben. Dieses war eine traurige Verirrung. Noch größer aber wurde das Unglück des alten Mannes durch die traurigen Zerwürfnisse und Feindseligkeiten zwischen seinen Schülern und Freunden im Innern der Anstalt (Niederer und

Schmidt). Sie haben ihm das Herz gebrochen. Wie rührend ist sein Brief an Niederer und dessen Frau, in dem er sie flehentlich bittet, in das alte Verhältniß zu ihm zurückzutreten; er wollte Alles vergessen und vergeben, sie möchten es auch. Doch scheint der Erfolg dieses Schreibens nicht der erwünschte gewesen zu sein.

Einen Aufschwung erlebte noch einmal die Anstalt, als die Herausgabe von Pestalozzi's sämmtlichen Werken (15 Bände, Stuttgart 1819) die ökonomischen Umstände verbesserten. Der edle Kaiser Alexander von Rußland hatte für 5000 Rubel, Friedrich Wilhelm III. für 400 Thlr. subscribirt. Diese beiden Monarchen hatten Pestalozzi und seine Anstalt gesehen. Den Ertrag bestimmte der edle Pestalozzi zur Gründung einer Armenschule, für die er ja lebenslang geschwärmt hatte. Waisenkinder sollten erzogen und zu guten Lehrern gebildet werden. Leider hinderten Mißgriffe mancherlei Art das Gedeihen dieser Stiftung. Der edle Greis war tief gebeugt. Vergeblich versuchte Fellenberg ihn zu retten; im Jahre 1825 mußte er seine Anstalt in Iferten auflösen; er zog nach Neuhof zu seinem Enkel.

Hier schrieb er seinen »Schwanengesang« und seine »Lebensschicksale«. Mit tiefem Schmerz blickte er auf manche gescheiterte Unternehmung zurück und bekannte sich schuldig, da seine Unfähigkeit, das Steuerruder zu führen, die Schiffbrüche herbeigeführt. (Er suchte die Schuld nicht den Umständen, nicht anderen Menschen zuzuschieben!) In seinen Lebensschicksalen vertheidigte er seinen Freund Schmidt gegen Niederer. Mit Schmidt machte er 1826 noch eine Reise nach Basel und besuchte des trefflichen Zeller Anstalt in Beuggen. Die Kinder empfingen ihn mit Gesang und überreichten ihm einen Eichenkranz, einen Ehrenkranz. Er aber wies ihn zurück mit den Worten: »Solches gebührt der Unschuld.« Die Kinder sangen ihm das Göthe'sche Lied, das auch in Lienhard und Gertrud steht:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest, —

Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Thränen erstickten die Stimme des Greises. Am 21. December 1826 las er in der Kulturgesellschaft in Brugg noch eine Abhandlung vor: über die einfachsten Mittel, womit die Kunst das Kind von der Wiege bis ins sechste Jahr im häuslichen Kreise erziehen könne. Auch hierin zeigte er, daß sein Grundsatz, den er schon vor 56 Jahren in Lienhard und Gertrud ausgesprochen, der Grundsatz, daß die liebevolle Wohnstubenerziehung die Grundlage aller Erziehung sei und sein müsse, noch der Gegenstand seiner innigsten Liebe sei.

Endlich schlug auch ihm die Stunde, die allem, was Mensch heißt, schlägt. Am 15. Februar 1827 brachte man ihn von seinem Landhause nach Brugg, damit er den Aerzten näher sei. Aber ihre Kunst war an dem 81jährigen Manne vergebens. Am 17. Februar Vormittags, nachdem er gesagt: »Ich verzeihe meinen Beleidigern; mögen sie Frieden finden, wie ich jetzt zum Frieden eingehe,« erschien ihm der Friedensengel des Todes, löschte die Fackel des Lebens aus und nahm ihm seine Schmerzen ab.

„Des Dulders Laufbahn ist vollbracht,
Im Grab umfängt ihn dunkle Nacht.
Er liegt bei seinen Lieben nun,
Vom Kampf des Lebens auszuruhn.
Was weinst du, mitleidsvolles Herz? —
Schau von dem Grabe himmelwärts!
Dort oben glänzt nach Schmerz und Noth
Des bessern Lebens Morgenroth!“

Am 19. Februar schon wurde er, nach seiner Verfügung, auf dem Kirchhofe zu Birr, in welche Landgemeinde der Neuhof

gehört, an der Grundmauer des Schulhauses bestattet. Da die Beerdigung so schnell vor sich ging, außerdem viel Schnee lag, so waren nur wenig Verehrer zum Trauerfeste erschienen. Schullehrer aus den umliegenden Dorfschaften und Dorfkinder sangen dem Verewigten in kunstlosem Gesange ihren Dank ins Grab nach.

„Ein armer Mündling liegt Pestalozzi im Grabe. Wir aber, seine dankbaren Schüler und Verehrer klagen:

Der Meister todt! — Du solltest unsern Klagen
Um unsers Standes hoffnungsloses Ringen
In mildem Troste sanfte Weisen singen:
Nun müssen wir in stummer Noth verzagen!

Ach, du hast auch dein Theil daran getragen!
Dein Wort, es wollte nur zum Herzen dringen,
Sie aber schrie'n: Hie Welf, hie Waibelingen.
O Sängerlied in der Parteiung Tagen.

Verschlaf in Frieden nun den Schmerz, den herben!
Es wird dort oben in der Engel Chören
Kein trüber Zwist dein reines Streben stören.

Uns aber wird der alte Streit verderben. —
Ach, armes Deutschland, Land der alten Ehren!
Die Helden schlafen und die Dichter sterben.

Was hat denn nun dieser Mann, den seine Zeitgenossen als einen alten, stets in schwarzer Kleidung einherschreitenden Mann, mit dem züricher, fast bäuerischen Dialekt in der Sprache, gedrückter Figur, etwas Röthe auf den faltenreichen Wangen, doch als freier Schweizer erkennbar, beschreiben, was hat dieser Mann gethan, was war's, was uns so unwiderstehlich zu seinen Füßen zieht, um von ihm zu lernen und zu hören Worte, große Worte der Menschenerziehung? Welchen Fortschritt hat denn durch Pestalozzi die Erziehung, die Pädagogik überhaupt gemacht? Wie kam es, daß die Schulen nach ihm so ganz anders geworden sind? Wie steht er zu Rousseau und

den Philanthropen? Diese Fragen drängen sich dem Leser, der diesen kurzen Entwurf seines Lebens und seiner Schicksale gelesen, unwillkürlich auf. Und so haben wir denn nun kurz die wichtigsten Grundsätze der Erziehungs- und Unterrichtsweise Pestalozzi's darzulegen.

1. Die Grundsätze der Erziehung sind nicht zu machen, sondern zu suchen; sie liegen in der Menschennatur; es ist also die Natur des Menschen in ihrer Tiefe, in ihrem positiven Gehalt und Leben zu erforschen und darauf die pädagogischen Gesetze zu gründen. (Rousseau's Naturbegriff entbehrt des positiven Haltes — Basedows liegt blos in der Leichtigkeit der Aneignung, der Conformität eines Gegenstandes mit der subjectiven Neigung des Individuums.)

2. In der Menschennatur liegt ein lebendiger Trieb zur Entwickelung; sie ist eine organische Natur, der Mensch ein organisches Wesen. Deshalb liegt aller Entwickelung nach Pestalozzi ein, aus der Menschennatur genommenes Gesetz zu Grunde, das in Iferten „die Methode" genannt wurde. (Rousseau hat körperliche Erziehung und dann lernt der Zögling, was er selbst gesehen hat. Bei Basedow lernt er alles, was ihm im körperlichen Leben von Nutzen ist, auf die möglichst angenehme Weise.)

3. Die wahre Erziehung hat darum hauptsächlich Hindernisse aus dem Wege zu räumen; sie hat mehr negativ als positiv zu wirken. Die positive Wirkung besteht in Erregung; die Wissenschaft der Erziehung ist Erregungstheorie.

4. Die Entwickelung des Menschen beginnt mit sinnlichen Empfindungen, durch sinnliche Eindrücke; ihr höchster Gipfel ist intellectuell die Vernünftigkeit, praktisch die Selbständigkeit. Das Mittel zur Selbständigkeit und Selbstbestimmung ist die Selbstthätigkeit.

   Die praktische Tüchtigkeit ist viel mehr von dem Besitze geistiger und leiblicher Kraft, als von Kenntnissen abhängig. Hauptaugenmerk in aller Erziehung (die den Unterricht einschließt) bleibt daher die Entwickelung der formalen Kraft.

   Die Religiosität des Menschen ist weit weniger von dem (nicht ganz ohne) Erlernen der Sprüche und des Katechismus, als von der Gemeinschaft des Kindes mit einer gottesfürchtigen Mutter und einem thatkräftigen Vater abhängig. Die religiöse, wie die ganze Erziehung muß mit der Geburt des Kindes beginnen; sie liegt vorzugsweise in den Händen der Mutter.

5. Die Hauptgegenstände der (formalen) Kraftbildung sind „Form, Zahl und Sprache“. Die „Idee der Elementarbildung“ ist der Gedanke, auf dem in dem Kindesgemüth durch die häusliche Erziehung gelegten Fundamente des Glaubens und der Liebe die Anschauungs-, die Sprach- und die Denkkraft durch die hier genannten universellen Bildungsmittel in einer an die Entwickelungsgesetze der Natur sich anschließenden Methode zu entfalten.

Dies sind die Hauptprincipien. Die Consequenzen daraus ergeben sich, wie folgt:

1. Die Wohnstube ist die wichtigste Erziehungsstätte; das „Buch der Mutter“ das wichtigste Erziehungsbuch.
2. Aller Unterricht muß auf unmittelbare Anschauung gegründet werden; der ganze erste Unterricht ist Anschauungsunterricht; der erste Unterricht in jedem Gegenstande ist nichts Anderes, wenn er fruchtbaren, lebendigen, wahren Inhalt haben soll. Das Gegentheil ist der (leere und hohle) Wortunterricht. Erst die Sache, dann (wo möglich) das Bild, das Zeichen, das Wort.
3. Der erste Unterricht besteht in Vorzeigen und Nachzeigen, Vorsprechen, Nachsprechen. Nachher ist des Lehrers Hauptaugenmerk, den Schüler zur Selbstthätigkeit zu bestimmen, deshalb vorzugsweise die anregende, entwickelnde, heuristische Lehrmethode anzuwenden.
4. Nichts Unverständliches darf auswendig gelernt, das Auswendiggelernte aber muß dem Schüler zum unverlierbaren Eigenthum gemacht werden. An der Art der mündlichen Darstellung hat man einen Maßstab für die Beurtheilung der Klarheit und Fertigkeit der Anschauungen und der Erkenntniß des Schülers.
5. Als Hauptantriebe zum Rechten und Guten sind weder die Furcht, noch die Strafe, sondern das Wohlwollen und die Liebe anzuwenden.

Alles dies macht erklärlich, warum Pestalozzi als der Vater der neuen Pädagogik angesehen werden darf; und nimmt man seine Persönlichkeit und seine Lebensschicksale dazu, so kann man wohl sagen, er sei der Märtyrer und Schutzheilige der Pädagogen. Und wenn auch, wie der Mann selbst, so seine Lehren und Principien Anfeindungen erfuhren, wenn auch seine neue Lehrweise sich erst, wie alles Neue, Gute, durch verrotteten Schlendrian und sogenannte »Anhänglichkeit am Alten, Hergebrachten« sich Bahn brechen mußte, so mußten doch selbst

seine Gegner bekennen, daß »das vielumfassende Wohlwollen gegen die Menschheit, das der allgemeinen Humanität und Glückseligkeit schon zum Voraus Altäre und Pagoden baut,« ihm nicht abzusprechen sei.

Daß auch Pestalozzi'sche Lehren einer Aus- und Durchbildung fähig (Zeichen ihres inneren Gehaltes) und deshalb praktisch, wie theoretisch ausgebaut wurden, ist natürlich. Dinter z. B. gehört zur ersteren, Fichte zur zweiten Gattung.

Indem wir diesen kleinen Aufsatz über Pestalozzi mit dem Wunsche schließen, er möge anregen zum Weiterstudium über ihn, zum Lesen seiner Werke, zur Nachahmung in seinem Wirken, können wir nicht umhin, noch Einiges über

Pestalozzi-Stiftungen

zu sagen.

Einhundert Jahre waren seit Pestalozzi's Geburt verflossen. Gewaltig pochte es in der Brust der Lehrer, die eine pädagogische Erinnerung haben. (Wer keine Erinnerung hat, hat auch keine Hoffnung!) Unbemerkt und ungefeiert, sagt Diesterweg, konnte der 12. Januar 1846 nicht vorübergehen; manche feierten (indem das Geburtsjahr nicht ganz fest stand) schon ein Jahr früher. Das erste Gefühl, das bei der Erinnerung an den 12. Januar 1746 erwachen mußte, war das der Dankbarkeit; sie aber fragt, wie kann man lohnen? Es müßte also Dankeserweisung, Bethätigung folgen. Was hat, fragte man, Pestalozzi gewollt, was war Anfang und Ende seiner Arbeit?

Die Erziehung — namentlich der Armen und Verlassenen auf Erden. In dem Herzen der Festordner von 1846 war daher der Gedanke entstanden, daß die Feier dieses Tages am besten und würdigsten begangen werde, wenn man in Pestalozzi's Geiste für die Erziehung armer, verlassener Kinder sorge. So entstand der Gedanke an Pestalozzi-Stiftungen auf deutschem und schweizerischem Boden. »Dieselben sind daher der thatsächliche Ausdruck der Dankbarkeit deut-

scher Lehrer gegen ihren und der ganzen Menschheit, besonders der Kinderwelt Lehrer und Freunde. Dies ist die erste und fortdauernde Bedeutung aller Pestalozzi-Stiftungen für den Lehrerstand. Die in dieselben aufzunehmenden Kinder sollen nach den Ab- und Ansichten Pestalozzi's, nach seinem großen Herzen in Liebe und nach seinem Geiste in entwickelnd-erziehender Weise, auf dem Lande mitten in der stärkenden und belebenden Natur, durch Unterricht, Beispiel und Arbeit erzogen werden. In diesen Momenten liegt das Wesen der Pestalozzi'schen Bestrebungen und Methode, angewandt auf die Verhältnisse und Bedürfnisse der Kinder des armen Volkes.

Die zweite Bedeutung der Pestalozzi-Stiftungen liegt darin, daß die Lehrer der Gegenwart die von Pestalozzi entdeckten, zuerst gehandhabten und von ihm auf uns überkommenen Gesetze der Entwickelung der Menschennatur für die richtigen halten und sie zu verbreiten und weiter auszubilden gesonnen sind.

Die dritte Bedeutung der Pestalozzi-Stiftungen für den Lehrerstand ist die, daß sich alle Lehrer auch zu Pestalozzi's Grundsätzen bekennen und die Devise an ihrer Stirn tragen:

»Unser Herz gehört dem Volke, wir wollen ihm helfen durch Erziehung und Bildung.«

Ueberall entstehen noch Pestalozzi-Stiftungen; immer mehr werden die Lehrer eingedenk seiner, und immer eifriger ihre Bethätigung dafür. Auch wir, lieber Leser, schließen uns an, und singen, wie auch einst bei einem Scherflein, das eine Stiftung gründen half, geschrieben stand:

„In guten Boden leg' ich diesen Samen,
Ihn schütze Gott; er sprech' dazu sein Amen!
Dann wird er kräftig aus dem Schooß der Erden
Die Bahn sich brechen und ein Baum einst werden,
Ein Lebensbaum, deß weitverzweigte Aeste
Die dürftge Unschuld birgt als seine Gäste,
Sie schützet vor der heißen Mittagssonne
Und ihren Geist führt zur Erkenntnißwonne.
Solch' hohes Ziel verfolge unser Streben!
Gott möge ihm den rechten Segen geben.“

Anhang.

Angedenken an Peſtalozzi.

(Aus dem Tagebuche eines würdigen Preußiſchen Schulmannes, einſt Schülers von Peſtalozzi, der ſeinen verehrten Lehrer im Sommer 1825 in der Schweiz beſucht hat.)

Es war am 8. Auguſt, einem ſchönen Sommertage, da ich den lieben, ehrwürdigen, achtzigjährigen Vater Peſtalozzi auf dem Neuhof, einem bei Lenzburg gelegenen, jetzt Peſtalozzi's einzigem Enkel, Gottlieb Peſtalozzi, gehörigen Maierhofe, nach einer Trennung von 13 Jahren wiederſah. — eine mir ewig denkwürdige Stunde! — Ich fand ihn freilich gealtert, hagerer, gebückter, durch manche neue ſchwere Erfahrung in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens gebeugt, aber ſonſt noch ganz denſelben, wie ich ihn vor 13 Jahren geſehen hatte. Noch faſt dieſelbe körperliche Rüſtigkeit und Kraft, noch dieſelbe Einfachheit in ſeinem ganzen Weſen, noch derſelbe freundlich wehmüthige Blick, noch dieſelbe Begeiſterung für Menſchenwohl, beſonders für die rechte Führung und Unterweiſung der Kleinen, noch dieſelbe geiſtreiche Rede voller Gedankenblitze, noch daſſelbe bedeutſame gutmüthige Lächeln und Spitzen des Mundes, wenn er ein treffendes, ſchlagendes Wort hervorbringen will; — aber auch noch immer das unruhige Suchen und Nichtfinden, das daraus entſtehende Unbefriedigte in ſeinem ganzen Weſen, der Kummer, der ihm auf der Stirn geſchrieben iſt, der Druck der Laſt, die ihm ſo ſchwer aufliegt, und die auch ihm bald abgenommen werden könnte, wenn er den rechten Helfer nicht immer noch überſehen. — Der Familienkreis, in welchem Peſtalozzi gegenwärtig auf dem Neuhof lebt, beſteht aus ſeinem Enkelſohn Gottlieb, deſſen Frau und Schwägerin, deſſen beiden kleinen Kindern, ſeinen Urenkeln, und aus vier Penſionairen, zwei jungen Spaniern aus Cadix, einem Franzoſen und einem Luzerner, die ihm von Iſerten nach dem Neuhof gefolgt ſind.

Joseph Schmidt war noch, wie Pestalozzi sagte, auf seiner Reise nach Paris und London.

Etwa 6 Stunden waren es, die ich wieder mit dem Vater Pestalozzi im traulichen, lehrreichen Gespräche verlebt habe. Einige seiner Aeußerungen gegen mich will ich hier mittheilen.

a) Ueber sich selbst, sein Befinden, seine letzten Schicksale und seine jetzigen Verhältnisse und Bestrebungen sagte Pestalozzi etwa Folgendes: »In den 13 Jahren, da ich ihn nicht gesehen, sei er einige Mal sehr krank gewesen. Er habe sich allmählich etwas an spirituöse Getränke gewöhnt gehabt; mit großer Kunst habe ihn sein Arzt davon entwöhnt, und nun trinke er in seinem 81sten Jahre nichts als Wasser, und befinde sich sehr wohl. Auch habe er die Hungerkur machen müssen. In seiner Seele fühle er sich ruhig und heiter, des Erfolgs seines Thuns gewiß.« Auch fragte er mich, ob er nicht heiter aussehe, was ich aber nicht gut bejahen konnte. »Die Zeit, welche ihm noch zu leben vergönnt sein werde, wolle er vorzüglich zur Ausarbeitung von Hilfsmitteln für Mütter bei der Beschäftigung ihrer Kinder durch Lehre wie durch Uebung der Anschauungskraft, Denkkraft, Sprachkraft und Kunstkraft, bis zum siebenten Lebensjahre, anwenden; das Buch der Mutter genüge ihm nicht, es sei falsch verstanden und falsch gebraucht worden; was man mit den Kleinen treibe, müsse so einfach sein und der kindlichen Natur so angemessen, daß das Kind ganz davon hingenommen würde. Es sei schon viel vorgearbeitet und Joseph Schmidt, dessen Kopf im Einfachen unermeßlich, habe darin bereits Großes geleistet, was sich auch in der Anwendung bewährt habe, indem z. B. ein fähiger, aber unbändiger Knabe still und sittsam geworden, als man diese Uebungen mit ihm angestellt.«

»Nächstdem beschäftige er sich mit Elementarübungen in der lateinischen Sprache; auch die alten Sprachen müßten, wie die Muttersprache, übend erlernt werden; die tägliche Uebung in dieser durch den Umgang müsse durch lateinische Lehrbücher

erſetzt werden, die viel Sprachſtoff enthielten; vom Subjekt müſſe man ausgehen, zum Verbo und Adjektiv; man müſſe auf die Grundformen zurückgehen, die Conjugation an das Hilfsverbum sum anſchließen, z. B. amo-es = amas, amo-est = amat u. ſ. w.«

Peſtalozzi ſchien indeſſen hierüber mit ſich ſelbſt noch nicht im Klaren zu ſein; aber merkwürdig und gewiß eine ſeltene Erſcheinung iſt der Eifer, welcher den achtzigjährigen Pädagogen für das zweckmäßige Treiben der Elemente, auch der lateiniſchen Grammatik beſeelt. Ueber das Treiben der deutſchen Grammatik mit acht- und neunjährigen Kindern in unſern Volksſchulen äußerte er ſich ſehr mißbilligend, ja er erklärte es geradezu für Unſinn. Auch den Unterricht in der Geographie erklärte er für etwas Außerweſentliches und Unnöthiges in Volksſchulen. Außerdem, ſagte er, beſchäftige ihn ſehr die Verpflanzung ſeiner Methode nach Frankreich, England, Spanien und Portugal. »J. Schmidts Reiſe habe zum Theil den Zweck, Wege dafür anzubahnen; auch ſei es Schmidt ziemlich gelungen; er habe überall eine gute Aufnahme gefunden und in Paris geſchickte Männer, die ſeine (Peſtalozzi's) Schriften ins Franzöſiſche und Portugieſiſche zu überſetzen übernommen hätten. Zur Förderung dieſes Zweckes ſollte auch eine franzöſiſche Zeitſchrift dienen, welche er mit J. Schmidt herauszugeben gedenke. Der 13. Band ſeiner Werke werde in Kurzem erſcheinen, und ſeine Rechtfertigung über ſein Weggehen von Iferten enthalten, überhaupt eine öffentliche Erklärung über die Verhältniſſe, in denen er zuletzt gelebt habe. Er habe ungeheure Kränkungen erlitten. Zuletzt habe man Schmidt des Cantons verwieſen. Der Cantonsrath habe es vielleicht in der guten Abſicht gethan, ihn von Schmidt frei zu machen, wähnend, daß derſelbe auf ihn einen ſchlechten Einfluß habe und ihn beherrſche; aber da habe er erklärt, wo Schmidt hingehe, der ſich ihm als treuer Freund in der Noth bewieſen, dahin gehe er auch. Das Schloß in Iferten ſei ihm übrigens auf

Lebenszeit verliehen und so lange er lebe, werde er es denen nicht einräumen, die ihn vertrieben hätten; er habe jetzt eine Wittwe zur Aufsicht hineingesetzt.

Von einigen Seiten sei er der Gleichgültigkeit, wohl gar der Feindschaft gegen das Christenthum beschuldigt worden, z. B. von der Frau von Krüdener, die er in Aarau gesprochen, und die ihm nachher in einem impertinenten Briefe vorgeworfen habe, er verleugne Christum. Aber er habe gegen das Christenthum gar nichts, er wolle es auch gern fördern helfen; dem kleinen Kinde könne man aber doch noch kein Christenthum lehren; doch habe er über die Behandlung desselben einige Ideen und Mittel, von denen er glaube, daß sie das Kind auf das Christenthum vorbereiteten. Fände man sie aber zu diesem Zwecke nicht geeignet, so könne man sie auch verwerfen; er suche nichts für sich. Von den Engländern hätte er große Unterstützung erhalten können, wenn er ein Glaubensbekenntniß nach ihrem Sinn hätte aufsetzen wollen. Allein es habe Niemand ein Glaubensbekenntniß von ihm zu fordern. Auch sähe er nicht ab, wozu er ein Glaubensbekenntniß hätte aufsetzen sollen: entweder sei, was er über Erziehung und Unterricht ans Licht gestellt, in Uebereinstimmung mit dem Christenthum, oder nicht; im ersten Fall könne mans dann annehmen und im zweiten verwerfen. Er suche nichts für sich und wolle nichts gegen das Christenthum thun. Uebrigens habe man von den Resultaten seiner Bestrebungen viel zu viel gesagt, namentlich habe das Niederer gethan, und es sei auch noch eine seiner Aufgaben, der Welt darzustellen, wie wenig erst von dem erreicht sei, was er gesucht habe.«

b) Ueber Joseph Schmidt sagte Pestalozzi: »Wenn er auch eben nicht behaupten wolle, daß Schmidt seine Methode am vollkommensten erfaßt und ausgeführt habe, so sei er doch den Grundsätzen derselben und ihm (Pestalozzi) von allen seinen Mitarbeitern am treuesten geblieben. Andere hätten bei ihm nur Wohlleben gesucht und hätten ihn in der Noth ver-

lassen; Schmidt sei bei ihm geblieben und hätte ihn ökonomisch gerettet: Schmidt habe Gelder angelegt, aber er habe sie durch seine Schriften redlich erworben. Etwas rauh und hart sei er freilich, aber auch energisch, und in seiner Jugend habe er ihn durch seine kindliche Frömmigkeit besonders angezogen. Man habe ihn vielfältig verläumdet, aber ganz ohne Grund u. s. w.«

c) Ueber Herrn von Fellenberg zu Hofwyl sagte er unter anderem: »Er habe gebaut wie ein Fürst u. s. w. Er habe sich mit ihm (Pestalozzi) zur Führung des Instituts zu Iferten vereinigen wollen; ein Vertrag sei aufgesetzt worden, und er, Pestalozzi, habe ihn zu einer Zeit, da er unwohl gewesen sei, wie in einer Art von Geistesabwesenheit unterzeichnet; Schmidt habe den Vertrag in der Folge rückgängig gemacht, und er danke diesem dafür. Schmidt habe ihm gezeigt, was Fellenberg beabsichtigt habe, und wie er ihn (Pestalozzi) habe nach Hofwyl ziehen wollen, um ihn dort, eine Merkwürdigkeit mehr, für die besuchenden Fremden, zu haben u. s. w.«

d) Ueber die sogenannten »Mommino s« sagte Pestalozzi: »Wo die Geistlichkeit schlecht und die Kirche im Verfall, sei es ganz natürlich, daß Menschen von religiösem Bedürfniß zusammenträten, demselben in frommer Gemeinschaft zu genügen. Indessen müßte man hier unterscheiden. Es gäbe viele Maulbraucher von Christus, die dabei ein sinnliches Leben führten; freilich spendeten sie auch, aber nur Batzen, während die Dublonen sie für sich behielten. Das Schlimmste wäre, daß sie mehr und besser sein wollten als andere Menschen. Manche Arme seien von der Frau von Krüdener auch durch die neuen Genüsse angezogen worden, die man ihnen geboten, z. B. den Gesang zum Klavier, eine Tasse Thee, den Umgang mit Personen höheren Standes ꝛc. Uebrigens sei er überzeugt, daß unter den sogenannten Momminos viele rechtschaffene, treumeinende Leute wären, vorzüglich unter den englischen Methodisten.«

e) Ueber die gegenwärtigen Zeitumstände äußerte er sich ohngefähr dahin: »Der Geist des Demokratismus sei

nun gebrochen, und von der Seite wenig oder gar nichts mehr zu beſorgen. Dafür erhebe ſich jetzt der Eigennutz deſto ſtärker. Es denke jeder nur an ſich, ſuche ſein Eigenthum und ſeine Rechte zu vermehren, ſo gut es nur gehen wolle, und dabei nach Möglichkeit zu genießen. Es ſei jetzt eine Zeit des eigennützigen, ſelbſtſüchtigen Strebens. So lange es den Fürſten gelingen würde, den Frieden zu erhalten, würde es gehen, und mancher denken, es ſei gute Zeit; wenn aber wieder ein Krieg ausbrechen ſollte, ſo würden Völker gegen Völker wüthen und ſchreckliche Zeiten einbrechen u. ſ. w.«

Peſtalozzi begleitete mich noch eine Stunde weit nach Lenzburg, ſtieg mit mir die vielen Stufen zum Lenzburger Schloß hinan, wie ein Jüngling, um mit mir Herrn Lippe zu beſuchen, der lange Fellenbergs treuer Mitarbeiter war, jetzt aber eine Erziehungsanſtalt im Schloſſe zu Lenzburg, das ihm dazu von der Bürgerſchaft gern eingeräumt worden, gegründet hat. — Herrliche Lage für eine ſolche Anſtalt! Sie zählt ſchon 27 Zöglinge, die jährlich gegen 300 Thlr. Penſion zahlen, und 6 Lehrer. Wir trafen Herrn Lippe leider nicht zu Hauſe. Ich wollte noch nach Aarau.

Mit bewegtem Herzen nahm ich vom lieben Vater Peſtalozzi abermals Abſchied. Schwerlich ſehe ich ihn hienieden wieder; möchte uns dort am Thron der Gnade ein reineres, höheres Wiederſehen beſchieden ſein!

Wie Vieles wäre ohne dieſen großen Mann nicht! Auch in unſerm Vaterlande nicht! Und ohne ihn erfreute ich mich wohl nicht ſolcher Freunde und Collegen, als ich jetzt habe! Sein Andenken bleibt mir immer geſegnet und innig wünſche ich ihm mit dem ſeligen Lavater, der ſein Jugendfreund war:

»Schenke Gelingen Dir Gott und kröne Dein Alter mit Ruhe!« — —

UNIV. OF CALIFORNIA

Friedrich Fröbel.

Friedrich (Wilhelm August) Fröbel wurde am 21. April 1782 in Oberweißbach im Fürstenthum Rudolstadt, wo sein Vater Prediger war, geboren. Drei Vierteljahre nach seiner Geburt starb ihm die Mutter. Er war sich daher, trotz der sorgsamen Aufmerksamkeit seines Vaters, in frühem Alter viel selbst überlassen. Sein Geburtsort ist herrlich gelegen am Fuße des Kirchberges, eines der höchsten Spitzen des Thüringer Waldes, und das Wohnhaus des Vaters war von Blumen-, Frucht- und Wiesengärten umgeben und von hohen mächtigen Linden beschattet. Friedrich lebte daher in dem ersten Jahrzent seines Daseins nur in der Natur. Zehn und ein halbes Jahr alt, zog er zu einem mütterlichen Oheim, dem Superintendenten Hoffmann in dem Städtchen Stadt-Ilm, wo er mehr mit Menschen in Verbindung kam. Das Landleben hatte ihm bereits eine Fülle natürlicher Anschauungen gebracht. Es ist das glücklichste Verhältniß für einen Knaben in Betreff seiner Bildung, das sich denken läßt — das erste Dutzend Jahre auf dem Lande, das zweite halbe Dutzend in der Stadt. Die Nachtheile des Aufwachsens nur in der Stadt, vollends einer großen, sind das ganze Leben hindurch zu merken.

Die städtische Schule setzte den früher genossenen dürftigen Unterricht des Knaben fort; Privatstunden und Nachhülfe des Onkels halfen der Schule. Vierzehn Jahre alt kehrte er ins Vaterhaus zurück, und da er sich dem Forstfach widmen wollte, begab er sich 1797 zu einem Förster in die Lehre, bei dem er zwei Jahre verweilte. Hier erwachte im Jünglinge die Lust zum Studium der Naturwissenschaften. Er bezog daher, um sich besonders den Kameralien zu widmen, 1799 die Universität Jena, wo er jedoch nur $1\frac{1}{2}$ Jahre verweilte, weil der Nachlaß seiner Mutter keinen längeren Aufenthalt möglich machte. 1802 verlor er den Vater; er setzte dann seine Privatstudien

fort, widmete sich zur Sicherung seines Unterhaltes besonders den praktisch-mathematischen Wissenschaften und namentlich dem Bauwesen, trat 1804 als Privatsekretär in die Dienste eines großen Gutsbesitzers in Mecklenburg, von wo er sich, um eine Wirksamkeit als Architekt zu finden, im Mai 1805 nach Frankfurt a. M. begab. Ohne Mittel, suchte er hier sein Leben durch Privatunterricht zu fristen. Dadurch wurde er mit dem Direktor der Musterschule, Dr. Gruner, dem Verfasser einer Schrift über Pestalozzi, bekannt, welcher begeisterte Mann nach der ersten Unterredung zu Fröbel sagte: »Sie müssen Schulmeister werden.« Dieses Wort durchzuckte sein Gemüth wie ein heller Blitzstrahl. Er trat als Lehrer an die Musterschule. Hier wurde er besonders auf Pestalozzi aufmerksam, und es ergriff ihn das Verlangen diesen Mann zu sehen. Mit Begierde ergriff er eine ihm sich darbietende Gelegenheit; er begleitete zwei Söhne einer ehemaligen Patrizierfamilie nach Iferten, wo er als Lehrer und Lernender zwei Jahre verweilte; von da ab war er lebenslänglich für Pestalozzi'sche Ideen gewonnen.

Mit der Einsicht, daß die tiefere Erkenntniß derselben mit eine gründliche Kenntniß der Natur im weiteren Sinne des Wortes voraussetze, ging er mit seinem ersparten Gelde nach Göttingen und Berlin (1810 und 1811), um das Studium der Naturwissenschaften fortzusetzen. In Berlin arbeitete er zugleich an dem Pestalozzi'schen Institute Plamanns.

1813 machte er als »Lützower« den Feldzug mit und wurde 1814 nach seiner Rückkehr Gehülfe an dem königl. mineralogischen Museum der Universität unter Weiß's, Professors der Mineralogie, Direktion. Hier bestätigte sich ihm der ihn schon seit Jahren begleitende Gedanke der Identität der Welt- und Menschheitsrechte und Gesetze, und die Lust erwachte in ihm, jene, soweit er sie erkannt zu haben glaubte, auf die Entwickelung des Menschen durch naturgemäße Erziehung anzuwenden. Er trennte sich daher von seinen Freunden und fing

am 13. November 1816 mit fünf Geschwisterkindern in Griesheim, einem Dorfe bei seinem früheren Erziehungsorte Stadt-Ilm, sein Erziehungsgeschäft an. Mit diesem Schritte hatte Fröbel die Bahn betreten, die er nie wieder verließ. Sein Freund Middendorff gesellte sich 1817 zu ihm und sie wählten nun das schön gelegene Dörfchen Keilhau, eine Stunde von Rudolstadt, zum Ort ihres Wirkens. Ihre Mittel und der Raum im Dörfchen waren so beschränkt, daß sie nur durch fremde Unterstützung ihre erste Wohnung, die Anfangs weder Fenster noch Oefen hatte, ausbauen und nun darin als Miethsleute wohnen konnten. Bei ihrer Gesundheit und Begeisterung empfanden sie die Enge der Verhältnisse nicht. Als sich bald darauf auch Langenthal zu ihnen gesellte, fingen sie vertrauensvoll an, ein Haus zu bauen. Die Zahl der Zöglinge betrug 1818 schon zwölf. Nun gesellte sich die Tochter des Kriegsraths Hoffmeister aus Berlin, in Begeisterung für die ihr bekannten Erziehungsideen, von deren Macht auch über ein weibliches Gemüth nur der eine Vorstellung besitzt, der Solches erlebt hat, zu Fr. Fröbel als seine Gattin. Sie brachte ein nicht unbeträchtliches Heirathsgut mit. Von da ab nahm die junge Anstalt innerlich und äußerlich einen bedeutenden Aufschwung, vermehrt durch die Uebersiedelung des ältesten Bruders Fröbels nach Keilhau.

In den Jahren 1822—24 machte Fröbel das entfernte Publikum durch kleine Schriften mit seinen Erziehungsideen bekannt, welchen 1826 die größere über »Menschenerziehung« folgte; dazu kam noch später die »erziehende Familien-Wochenschrift«.

Die Anstalt entwickelte sich nun rasch. Langenthal und Middendorff traten in die Ehe und ein sehr tüchtiger Mann, J. A. Barop, gesellte sich als Lehrer ihnen zu.

1831 machte Fröbel eine Reise nach Frankfurt a. M. Hier lernte er den Liedercomponisten Schnyder von Wartensee kennen. Dieser veranlaßte ihn, auf seinem Familien-

sitze, dem Schlosse zu Wartensee am Sempacher See im Canton Luzern, nach dem Muster der Keilhauer eine Anstalt zu gründen. Fröbel und Schnyder von Wartensee führten diesen Plan persönlich im Jahre 1831 aus. Fröbel erwarb sich bald das Vertrauen der Umgegend; kehrte 1832 für einige Zeit nach Keilhau zurück, nahm dann seine Gattin mit nach der Schweiz, verlegte die Anstalt nach Willisau, wo sie, trotz der Verketzerung von fanatischen Geistlichen, vortrefflich gedieh.

Hierdurch wurde die Berner Regierung veranlaßt, unter Fr. Fröbels Leitung einen Bildungs-Cursus für Lehrer in Burgdorf zu veranstalten. Langenthal übersiedelte inzwischen nach Willisau und Adolph Frankenberg hatte sich ihnen schon früher zugesellt. 1835 trat Fröbel als Vorsteher an das Waisenhaus zu Burgdorf; Langenthal wurde sein Gehülfe. Im Sommer 1835 gab Fröbel abermals einen Bildungs-Cursus für Lehrer auf dem Schlosse zu Burgdorf (dem Wirkungsorte Pestalozzi's).

Da nun Fröbel, besonders wegen der fortwährenden Kränklichkeit seiner Gattin und ihrer Sehnsucht nach der Heimath 1836 nach Deutschland zurückkehrte, wurde Langenthal der Vorsteher des Waisenhauses. In Berlin bearbeitete Fröbel die schon früher in ihrer Nothwendigkeit erkannte, planmäßige Beschäftigungsweise der Kinder im ersten Lebensstadium. Er kehrte von Berlin im Herbst 1836 auf mehrere Monate nach Keilhau zurück, wo er die Bearbeitung der in Berlin begonnenen »ersten Spielmittel« fortsetzte.

Da aber der leidende Zustand seiner Gattin der Ruhe und Stille in ihrer Umgebung bedurfte, so zog er Anfangs 1837 in das unweit Keilhau gelegene wunderschöne Städtchen Blankenburg, wo man ihm bald von Seiten des Stadtraths das Diplom als Ehrenbürger überreichte. Er schritt dort bald zur Errichtung einer seinem Zwecke gewidmeten Anstalt, legte 1838 die Resultate seines Nachdenkens und seiner neuen Erfahrungen in dem Sonntagsblatte: »Kommt laßt uns unsern Kindern

leben!« nieder und gab zugleich die Gebrauchsanleitungen, Texte zur ersten und zweiten Gabe seiner Spiel- und Beschäftigungsmittel, heraus, wodurch er zuerst den Gedanken einer Kinderbeschäftigungsanstalt, dann die Idee der Kindergärten begründete.

Freunde der Fröbel'schen Idee in Dresden veranlaßten Fröbel gegen Ende 1838 nach Dresden zu gehn, um dort für die Ausführung und Verbreitung seiner Idee Boden und weitere Theilnahme zu gewinnen.

Middendorff und Frankenberg begleiteten ihn, wo sie 1839, vielfach durch Freunde unterstützt, eine Anstalt gleich der in Blankenburg gründeten, welche 1840 zur Feier des Gutenbergfestes zu »Kindergärten« erblühte. Nachdem nun Fröbel und Middendorff zu den Ihrigen, jener nach Blankenburg, dieser nach Keilhau zurückgekehrt waren, war Frankenberg in Dresden geblieben, um sich dort der Entwickelung und Ausführung der Idee in der dort gegründeten Anstalt zu widmen.

Fr. Fröbel that dasselbe, sowohl durch seine Anstalt, als durch die Herausgabe der nach und nach von ihm erfundenen Spielmittel: »Spielgaben« genannt, so wie durch Schriften und Reisen.

Im Jahre 1839 hatte er das Unglück seine Gattin zu verlieren, die ihm und seinen Bestrebungen Alles geopfert hatte. Ein unersetzlicher Verlust für ihn.

Im Jahre 1848 legte er seine Bestrebungen einer großen Anzahl von Lehrern in Rudolstadt vor, wodurch diese, im Jahre der Hoffnungen, veranlaßt wurden, die für Erziehung und Bildung der Nation für wichtig erkannte Angelegenheit der in Frankfurt vereinigten deutschen National-Versammlung zu fördernder Theilnahme zu empfehlen.

Zehn Jahre nach dem ersten erging an Fröbel von Dresden aus der zweite Ruf. Er sollte jetzt weniger selbst ausführen, als aussäen und anregen, und deshalb während des Winters Vorlesungen über seine Erziehungsbestrebungen halten und »Kindergärtnerinnen« bilden. Nachdem dieses geschehen

war, errichtete er im Frühjahr 1849 in dem bekannten Badeorte Liebenstein im Thüringer Walde eine Anstalt für Kindergärtnerinnen; im Herbste 1849 ging er zu demselben Zweck nach Hamburg, von einem dortigen Frauenverein dahin berufen, wo er in kleineren und größeren Kreisen Vorträge und mit einigen zwanzig Frauen (und Mädchen) einen Cursus zur Bildung von Kindergärtnerinnen abhielt, von wo, zurückkehrend, er die Anstalt in Liebenstein nach Marienthal, eine halbe Stunde von dort verlegte, wo der 68jährige Greis unter erwachsenen Mädchen, die er ausbildete, lebte und wirkte, bis er 1852 starb.

Was will Fr. Fröbel? von welchen Ansichten geht er aus? welches ist die »Idee« seines Lebens?

Fröbel setzt voraus, daß die ersten sechs Lebensjahre des Menschen die wichtigste Zeit des ganzen Lebens seien. (Jean Paul sagt schon, daß jeder folgende Erzieher immer weniger wirkte als sein Vorgänger, und daß der Weltumsegler von allen Völkern des Erdballs nicht so viel lerne, als von seiner Amme!) In diesen ersten sechs Jahren wird der Grund zu dem ferneren Dasein und Streben gelegt. Daß aber gerade diese Periode gar nicht oder doch vielfach verkehrt benutzt werde, das war es, was Fröbel ergriff und schon Pestalozzi beschäftigte. Beide stimmen auch darin überein, daß die Erziehung und Bildung des Kindes in diesem Lebensalter nur von der Mutter und weiblichen Wesen überhaupt ausgehen könne. Fröbels Lebensaufgabe war nun, den Müttern und weiblichen Erziehern eine lebendige Anleitung zu geben; den Müttern an und mit Kindern das rechte Thun zu zeigen und wegen der häufig ungenügenden Bildung der Mutter und wegen der häufig beengenden häuslichen Verhältnisse Anstalten einzurichten, in denen besonders befähigten Mädchen von 16 bis 20 Jahren theoretische und praktische Anleitung zu geben, die Erziehung kleiner Kinder zu erlernen.

Wie bekannt gab es früher und giebt es noch Kinderbewahranstalten; das sind, wie der Name schon sagt, Anstalten, die Kinder vor Schaden zu bewahren, daher mehr negativ als positiv zu wirken. Fröbel will das letztere; er will die Kinder ihrer Natur gemäß erziehen; er will die Kindesnatur nach ihren Forderungen und Strebungen entwickeln; dabei aber das Kind nicht von der Mutter trennen, nicht desselben naturwüchsiges Leben hemmen, sondern in 2, höchstens 4 Stunden in den »Kindergärten« die Aufgabe des Hauses unterstützen.

Das Kind wird mit dem Trieb nach Thätigkeit geboren, es will seine Glieder gebrauchen, seine Sinne üben. Dieser Thätigkeitsbetrieb soll nun gebildet werden zu einem Beschäftigungstrieb. Dem Instinkt zum Thun im Kinde kommt der Reiz dazu von Seiten des Erziehers entgegen. Die erste, fundamentale Aufgabe des Kindergartens ist daher die Glieder- und Sinnenübung der Kinder.

Das Leben des Kindes ist Spiel. Spielen und ein Kind sein ist dasselbe. Ein Kind, das nicht mehr spielen will, ist krank. Die Entwickelung und Bildung des Kindes geschieht daher durch Spielen. Daher ist es die erste Aufgabe des Erziehens, des Kleinkindererziehens, für entsprechende, entwickelnde und bildende Spiele zu sorgen. Der rechte Kindergarten ist daher ein Spielgarten, eine Spielschule. (Doch um Schule und Garten — Zwang und Freiheit als Gegensatz stets vor Augen zu haben, bekämpfte Fröbel den Ausdruck Schule und wählte den Ausdruck Garten.)

Die Kindergärtnerin spielt mit dem Kinde, daher war es Fröbels Hauptaugenmerk Spiele zu erfinden.

Er fragte sich wo, wie und was spielen die Kinder am liebsten? Bei der Beobachtung der Natur und Erscheinungsweise der Kinder erkannte er nun: das Kind spielt am liebsten im Freien, am liebsten mit andern Kindern und am liebsten die Spiele, die seinen Trieb nach Thätigkeit möglichst vielseitig in Anspruch nehmen.

»Hoher Sinn liegt oft in kindischem Spiel.« In den Fröbel'schen Spielen liegt ein tiefer Sinn, sie sind der Natur abgelauscht und ihr gemäß erfunden. Das beste Spielzeug eines Kindes ist ein anderes Kind. Das Kind lebt in dem Kindergarten in Gemeinschaft: nur das Leben in Gemeinschaft bildet für das gemeinsame Leben. In den Spielen kann und soll das Kind das ganze künftige Leben instinktiv, ohne klares Bewußtsein, voraus leben. Sich selbst überlassen pflegen die Kinder auch »Erwachsene« zu spielen. Das Kind spielt in dem Kindergarten das Leben, das es später mit Bewußtsein lebt. Die Erkenntniß ist also nicht das Erste, sondern das Thun. Nicht das Wort, sondern die Anschauung. Jenes gewinnt erst Bedeutung und Wahrheit durch diese. Fröbel giebt nie ein Wort ohne vorhergegangene Erfassung seines Inhaltes, niemals aber fertige Begriffe.

So gewährt der Kindergarten die letzte Vorbereitung für die Schule; er steht zwischen Familie und Schule, wie die Schule zwischen Familie und Leben. Die Spiele des Kindergartens sind theils Bewegungs-, theils geistige Spiele. Jene üben vorzugsweise die Glieder und die Sinne, diese die geistigen Anlagen in ihren Keimen. Die geistigen Spiele folgen in tief innerlichster Ordnung auf einander. So z. B.:

Spiele mit dem Ball (in verschiedenen [Regenbogen-] Farben).
Kugel — Würfel — Walze.
Der acht getheilte Würfel. Der in acht Bauklötzchen getheilte Würfel.
Der in 27 Theile und der in 27 Bauklötzchen getheilte Würfel.
Die Kinder lernen das Bauen und Legen; sie erfinden bald selbständig.
Sie legen Formen, an denen besonders Eigenschaften und Gesetze der Form und Größe und Lage und Zahl ꝛc. erkannt werden. Erkenntnißformen.
Formen in regelmäßigen, schönen Gestalten: Schönheitsformen.
Formen, welche Gegenstände des Lebens aller Art nachbilden: Lebensformen.

Die Kinder üben sich: im Stäbchen-Legen — Figuren aus unverbundenen Stäbchen.
Das Verschränken derselben sind Bildungen mit Holzspänen.
Das Flechten — Darstellung schöner Formen mit farbigen Papierstreifen.
Das Falten — aus einem Papierstück u. s. w.

Alle diese Spiele stehen unter sich in lebensvollem, sich gegenseitig bedingenden und einander vorbildendem Zusammenhange, sie machen ein Ganzes. Bald kommen die Kinder selbst auf mehr, sie helfen dem aufmerksamen Lehrer über manche Schwierigkeit hinweg; denn:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

So wirkte Fröbel; immer mehr wird sein Streben anerkannt, denn es war getragen von einer unendlichen Macht, der der Liebe und Aufopferung für das Wohl der Menschheit; von der richtigen Erkenntniß allgemeiner Welt- und Menschheitsgesetze; es wird bestehen und sich immer mehr veredeln und das Andenken Fröbels bleibt im Segen. (Nach Diesterweg.)

Anhang.

Ein Besuch in einem Fröbel'schen Kindergarten.

Nach E. Kossak.

Wohl niemandem sind die Verfolgungen und Verbote unbekannt, welche vor Zeiten ein Ministerium über die Fröbelschen Kindergärten verhängte. Die offiziellen Blätter der damaligen Aera ließen es nicht an geharnischten Artikeln gegen dieselben fehlen. Hatten die ministeriellen Federn Recht, so war der nach Fröbel's System organisirte Kindergarten eine Klippschule des Convents, ein Brütofen für kleine rothe Gespenster, eine Hecke für Unglücksvögel der Monarchie

Friedrichs des Großen. Es war um so mehr eine Wiege des Hochverraths, als meistens unverheirathete Damen sich seiner Leitung widmeten, eine scharfsinnige Regierung mithin von solchen Intrigantinnen das Schlimmste erwarten durfte.

In den letzten trüben Tagen des Juni gerieth der Verfasser dieses Artikels in einer Stunde der Verstimmung auf den Gedanken, sein der Vorsteherin eines dieser, jetzt stillschweigend geduldeten Kindergärten gegebenes Versprechen zu erfüllen und ihre Anstalt zu besuchen. Endlich einmal wollte er sich überzeugen, wie die Sache beschaffen sei, von der sich so große Staatsmänner und Publicisten hatten ins Bockshorn jagen lassen. Mit Vorbedacht wählte er gerade nicht den Tag, an welchem den Interessenten- und Angehörigen der Kleinen der Zutritt gestattet ist; er begab sich, um das Institut mitten in seinen Machinationen zu überraschen, an einem gewöhnlichen Schultage in die Anstalt. Es war halb elf Uhr Vormittags, als er durch einen sauber gehaltenen Vorgarten das Haus betrat, in dessen Parterregeschoß die Kinder versammelt sein sollten. Nur schüchtern näherte er sich dem Herde der Revolution. Die in dem Gemache herrschende Stille hatte etwas Befremdendes. Sein Klopfen wurde von einer hellen Mädchenstimme mit einem freundlichen »Herein!« beantwortet. Drei Schritte, und er stand in der Versammlung. In einem länglichen Salon, dessen breite Seite auf einen reizenden Garten, hinter dem sich der Thurm der Mathäikirchengemeinde erhebt, hinausging, saßen etwa ein Dutzend Kindlein zwischen drei und sieben Jahren, untermischt mit einigen jungen Mädchen, welche den Mittelpunkt gewisser Gruppen zu bilden schienen, und Striche auf Schiefertafeln machten, die von den Kleinsten emsig nachgeahmt wurden. Ich nahm, von der Vorsteherin eingeladen, ihr gegenüber auf einem Sessel Platz. Der Salon machte den angenehmsten Eindruck. Durch die hohen Fenster fiel das Licht auf allerlei Wandtafeln, angefüllt mit Mustern von ausgeschnittenen

Figuren, von vielen, aus farbigen Papierstreifen geflochtenen kleinen Vierecken, auf Nachbildungen von Gegenständen, die aus kleinen Stäbchen zusammengesetzt waren, und sinnreich gefaltete weiße Blätter. Ein Glasschrank mit niedlichen Kleinigkeiten, deren Mehrzahl von den Zöglingen des Kindergartens, wie ich später vernahm, selber angefertigt war, ein offenes Pianino, eine Servante und mehrere Rohrstühle vervollständigten das Mobiliar, das sonst nur aus zwei langen, sehr niedrigen Tischen bestand, an denen auf Bänken die Kleinen saßen. Die vorhandenen kleinen Decken zeigten die Farben Blau und Weiß, Schwarz und Gelb, Schwarz und Weiß, und ähnliche Zusammenstellungen. Die Kinder saßen gleich vergnügten Spatzen beisammen, wenn sie nach genossenem Bade ihr Gefieder in der Sonne trocknen. Etwas verlegen, da ich jener, wider die Kindergärten kriegführenden Spielart von Journalisten gedachte, that ich einige Fragen über den Gang des Unterrichts; die Vorsteherin jedoch bat mich, noch einige Minuten zu warten, da jetzt die Zeit des Frühstücks herangekommen sei, und die Kleinen nicht warten dürften. Nur mit Widerstreben führe ich an, daß die Eleven des Kindergartens ihr frugales Mahl mit ungleich mehr Anstand aus dem Nebenzimmer herbeiholten und verzehrten, als so manche Erwachsene, die ihre Lebensgeister stärken. Wider den guten Ton lehnte sich in diesem Kreise wenigstens niemand auf. Mit ihrem Weißbrote in der Hand sprangen die Kinder in den Garten und begannen in einer Laube ein lustiges, aber friedliches Spiel, dessen Gelächter bis zu uns in den Saal drang.

Schwerlich liegen die Bekenner des Ling'schen Systems nach vollbrachter Arbeit den erlaubten zwanzig Turnspielen mit gleicher Heiterkeit ob. Ich setzte mich zu den Damen dicht an den Tisch; wäre er nur höher gewesen! Eine Menge Bücher wurden aus den Schiebläden des Wandschrankes herbeigeschafft und mir die Art erklärt, wie Fröbel die unmündige

Jugend in den Jahren, wo sie einem geregelten Hausstande am meisten zur Last fällt, zu beschäftigen, allmählich zu bilden und zum Denken vorzubereiten sucht. Da war zunächst ein Gitterwerk, welches nach einer Menge von bestimmten Vorbildern mit Flechtwerk durchzogen werden sollte; in einem andern Buche standen Zeichnungen, mit Stäbchen in Linienmanier nachzulegen, aus denen sich dann »Lebensformen« oder »Schönheitsformen,« z. B. Nachahmungen von Geräthen oder hübschen Figuren zusammenstellen ließen; hier waren Vorbilder für das Spiel mit den Würfeln aus dem Baukasten, diese Muster sollten mit Fäden nachgezogen, jene mit Nadelstichen auspunktirt werden. Alles war so einfach und sinnreich erfunden, daß man den, von den Kindern angefertigten Arbeiten die stille Lust der Mache ansah, die von dem Geiste des väterlichen Erziehers in ihre junge Seele übergegangen war.

Nun schloß die Vorsteherin den Schrank auf und führte mich vor eine Sammlung von kleinen Bilderwerken, welche die Kinder aus Thon modellirt hatten. Zunächst ließ man sie eine Kugel formen, daraus gestaltet sich dann gemach alles, womit die Einbildungskraft der Kleinen beschäftigt ist. Wie unschuldig waren diese Modelle, ein Körbchen mit Blumen und Blättern, eine Schüssel, ein Vogelnest, ein Leuchter, eine Puppe, nichts war vorhanden, wodurch sich die polizeiliche Censur der Kunst herausgefordert fühlen konnte. Im Ganzen waren alle vorliegenden Werke nur roh, und der Abbé Doménech hätte sie unfehlbar nur einem sanftgesitteten indianischen Stamme zugeschrieben, allein man fühlte sich durch diese ureinfache Sammlung, die Arbeit so zarter Händchen, gerührt, denn in Einzelheiten zeigte sich hie und da sogar ein Sinn für Anmuth der Formen. Auch eine Anzahl Arabesken, die durch Nadelstiche auf der Kehrseite eine Art Basrelief bildeten, fiel durch ihre Nettigkeit auf. In der Ecke stand ein kleiner Webestuhl einfachster Form, an dem aber nicht gearbeitet zu werden schien. Um die Damen nicht zu erschrecken,

verbarg ich meinen finstern Argwohn. Sollte dieses Geräth vielleicht an die innere Welt, den Ideengang jenes großen, aber leider ein wenig in Vergessenheit gerathenen Staatsmannes erinnern, der seiner Wiege bedeutungsvoll nachrühmte, sie habe neben dem Webestuhl seines Vaters gestanden?

Unterdessen hatten die Kinder ihr Frühstück verzehrt, ihr Spiel im Garten beendet und kehrten in den Salon zurück. Sie sollten jetzt eine Probe ihrer Fertigkeit vor mir ablegen. Drei der Kleinsten, das Jüngste mochte etwa vier Jahre zählen, erhielten jedes ein »Geviert« Papier, welches Quadrat sodann mehrfach genau zusammengelegt wurde, bis es ein spitzwinkeliges Dreieck bildete, woran mit einer Scheere zwei Ausschnitte gemacht werden durften. Sobald nun das Geviert wieder entfaltet und auf der Tischplatte ausgebreitet wurde, zeigte sich ein regelmäßiger Stern, den man, je nach der Zierlichkeit des Ausschnittes, mit den Papierfragmenten umgeben und auf mannichfache Weise ausschmücken konnte. Für gewöhnlich werden die Kinder angeleitet, die Muster mit Kleister auf Platten zu kleben, um dadurch ihre Erfindungsgabe zu wecken. Ueberhaupt schienen mir sämmtliche lehrreichen Spiele auf Anregung der Selbstthätigkeit des Geistes gerichtet, zugleich aber auch so angeordnet, daß sie schlechte Regungen in der kindlichen Seele gar nicht aufkommen lassen.

Vorzüglich war diese Eigenthümlichkeit bei den gesellschaftlichen Spielen zu bemerken, deren mehrere in meiner Gegenwart ausgeführt wurden. Bei allen lag zunächst die Rücksicht auf eine gute körperliche Haltung, verbunden mit einer richtigen Stellung der Füße zu Grunde. Während die Kleinen z. B. zum Klavier eine leichte Melodie sangen, war der Refrain so eingerichtet, daß er jedesmal Veranlassung gab, eine leichte, aber gedeihliche gymnastische Uebung, bald mit den Armen oder Beinen, bald mit dem Oberkörper oder Kopfe auszuführen. Diese gemischten Uebungen schienen den Kleinen

großes Vergnügen zu machen, und zwei Neulinge männlichen Geschlechts, die offenbar erst vor kurzem in den Kindergarten eingetreten, anfangs etwas blöde dreinschauten, nahmen nach zehn Minuten schon ernstlich, wenn auch noch ungeschickt genug, theil, schwangen ihre Aermchen, klatschten in die Hände, und stampften emsig mit den Beinen, deren Hacken im rechten Winkel geschlossen sein mußten. Selbst ein kleiner stiller Idiot fühlte sich gefesselt und ahmte sorgfältig alle Bewegungen seiner Spielgefährten nach. Das arme Kind blickte aus dem Abgrund seiner Seelennacht empor; der Geist der Gemeinschaft legte segnend die Hand auf sein krankes Haupt. Von strenger Ueberwachung der Kinder war keine Spur vorhanden; alles entwickelte sich spielend. Obgleich zwei sehr lose Buben sich unter dem Trupp befanden, von denen der Aeltere nach Angabe der Vorsteherin eigentlich schon als klug und denkend dem Kindergarten entwachsen war, kam es doch nicht zu eigentlichen Ungezogenheiten. Eine ruhige Warnung, der Störenfried werde nicht mitspielen können, genügte vollkommen. Die eigentliche parlamentarische Ordnung war allerdings nicht vorhanden. Wenn ein Spiel, eine Uebung beendet war, überließ sich die Gesellschaft einem anarchischen Geplauder, aus dem ein tiefsinniger Bekenner der Regulative wohl die schlimmsten Consequenzen für Fröbels System ziehen konnte. In seinen Augen mußte es außerdem für ein Verbrechen an der menschlichen Natur und ihrem künftigen Verhältnisse zum Staate gelten, den kindlichen Sinn so frühe an Ordnung, Zahl und Schönheit zu gewöhnen, ihn grundsätzlich für frohe Geselligkeit und heitere Auffassung des Daseins zu erziehen.

Zwar nicht den Kern der politischen Verdächtigung, aber den principiellen Abscheu der Dunkelmänner gegen diese liebenswürdige Methode der ersten Jugenderziehung hatte ich vollkommen begriffen. Da die künstlerischen und gymnastischen Gesammtübungen der Kleinen jetzt beendet waren, und die freie Spielstunde begann, verabschiedete ich mich von den

freundlichen Damen und verließ voller Zufriedenheit den unschuldigen Herd der Revolution.

Noch im Vorgarten hörte ich den Gesang der Würmchen:

Und wenn die Kinder artig sind,
Dann sind sie alle froh,
Und wenn sie dann recht lustig sind,
Dann machen alle so:

Ich packte meinen Bambus fester; ich wußte wohl, wie ich gemacht hätte, wenn einer seiner geistvollen Gegner zugegen gewesen wäre. —

Joseph Lancaster. — Dr. Andreas Bell.

Die wechselseitige Schuleinrichtung.

Joseph Lancaster war ein Quäker, der in einer Vorstadt Londons einer Armenschule vorstand. Die Menge seiner Schüler veranlaßte ihn, darüber nachzudenken, wie er sie wohl am besten alle fördern könne. Er kam auf das System, das nach ihm den Namen führt, das nicht neu mehr war in der Anwendung im Kleinen, wohl aber im Großen. Dieses System besteht nun in dem Kunstgriff eine große Schule durch ihre eigenen Kinder zu halten, Kinder durch Kinder unterrichten zu lassen. Also wie Lancaster 880 Schüler (er wollte es mit 1000 auch machen) in einem Zimmer und von einem Lehrer zugleich (mit dem besten Erfolge!) zu unterrichten. Er machte es folgendermaßen: Alle seine Schüler theilte er in viele kleine Abtheilungen (gleichartige zusammen) und jede Abtheilung wurde nun in den nöthigsten Fertigkeiten, also im Lesen, Schreiben, Rechnen und dem religiösen Memorirstoff durch einen größeren Schüler so weit geübt und abgerichtet, als er selbst vorher von seinem Lehrer dazu Anweisung erhalten hatte. Solche »Helfer« heißen »Monitoren«; sie haben ihre Schüler (immer 15—20) auf einer Bank oder in einem

Halbkreise vor sich und experimentiren nun nach Herzenslust. Ueber diese Unterlehrer sind wiederum die noch mehr geübten und zuverlässigeren Schüler als »General-Monitoren« gesetzt; noch andere besorgen die Externa, die Schulpolizei; halten also auf Ordnung, zeichnen die Abwesenden auf, liniren Hefte, haben die Schulschränke zu leeren und zu füllen u. s. w., jeder in seinem Departement. Der Lehrer selbst unterrichtet nur die Gehülfen, wacht über den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt nur die Disciplin. Ist so ein pädagogisches Uhrwerk nun im rechten, richtigen Gange, vorher gehörig aufgezogen (d. h. die Unterlehrer gut instruirt), so wird jedes Pensum ohne große gegenseitige Störung, in pünktlicher Aufeinanderfolge vollendet. Durch eine strenge Zucht wird Ordnung gehalten; man wirkt hauptsächlich auf den Ehrtrieb, theilt Ehrenbillets, Verdienstorden aus, stellt an den Pranger und giebt Schandzettel. Alles wirkt zum Zweck, wie in einer Fabrik, wie bei einem wohldisciplinirten Heere; vom Generalfeldmarschall läuft das Commando bis zum Unterofficier, der es nun von seiner Abtheilung Gemeinen vollziehen läßt.

Hat Lancaster dieses System so ausgebildet, so gebührt die Ehre der Erfindung (im Großen) wohl dem Dr. Andreas Bell, einem englischen Geistlichen; dieser war Aufseher an einer Waisenhausschule in Ostindien zu Egmor bei Madras und ließ Anfänger durch geübtere Kinder in den Jahren 1790—1796 unterrichten. Als er 1797 nach England zurückkehrte, erstattete er an die ostindische Compagnie über diese seine Erfindung einen Bericht, der auch 1797 gedruckt wurde, ohne jedoch große Aufmerksamkeit zu erregen.

Da eröffnete 1798 Joseph Lancaster seine Armenschule und richtete sie, wie oben beschrieben, ein; 1805 hatte er schon 880 Schüler. Zugleich sammelte er einige hundert Mädchen zu einer ähnlichen Schule und unterrichtete gleichzeitig junge Leute, die sich dem Lehrerberufe widmeten und ließ dann diese für sich arbeiten, um in den Jahren 1810 und 1811 Groß-

britannien durchreisen zu können und Schulen nach seinem System einzurichten.

Dr. Bell lebte ruhig auf seinen Gütern — gleichsam durch den Nichterfolg seiner Schrift eingeschüchtert. Die hohe Geistlichkeit aber, einem Quäker die Ehre dieser wichtigen (!) Erfindung nicht gönnend, zog ihn ans Tageslicht und stellte ihn dem Lancaster als den ersten Erfinder gegenüber. Wohl oder übel, er mußte Schulen einrichten, Bücher schreiben, kurz, die Sache ins Große treiben. Bell war der Protektirte der Hof- und Adelspartei, Lancaster der der Volkspartei. Man hat ihnen allenbeiden nicht Unrecht gethan, man nannte die Erfindung die Bell-Lancasterische.

Diese Methode, deren Lehrmeisterin die Noth war, mag für damalige (englische und bald auch französische) Zustände recht gut gewesen sein, weil bis dahin für Volksunterricht so gut wie nichts gethan wurde; doch sind sie immer nur ein leidiger Nothbehelf. Anders kann man eine Methode, die auf äußere Dressur und Abrichtung in Hinsicht einzelner Fertigkeiten es abgesehen hatte, wohl nicht nennen. Der Schüler lernte nur etwas mechanisch Rechnen, Lesen und Schreiben nach sehr unvollkommener, schülerhafter Anleitung; der ganze Religionsunterricht ist ein seelenloses Memoriren. Sprachunterricht, Singen, Zeichnen, namentlich aber Denken fehlte und mußte fehlen. Ein deutscher Lehrer wird also den Lancasterianismus unbedingt verwerfen.

Daß aber ähnlich den Lancaster'schen Einrichtungen heutzutage noch verfahren wird, daß man junge Lehrer auf eine ähnliche Methode aufmerksam macht, daß man wechselseitige Schuleinrichtung anempfiehlt, ist richtig; dieselbe ist aber nicht identisch mit dem Lancasterianismus, sondern etwas Anderes, Besseres, höchstens als eine gute Frucht desselben zu betrachten. Ihr Hauptsitz ist Dänemark — Schleswig und Holstein. Der König von Dänemark hat sie nach Kräften gefördert und diejenigen, die sich um dieselbe bemüht haben,

belohnt und ausgezeichnet. In Eckernförde ist Normalanstalt. Fragen wir nun noch, worin besteht sie, wie unterscheidet sie sich von Bell-Lancaster? Die Antwort wäre in kurzen Worten die: Bei der wechselseitigen Schuleinrichtung erfolgt der Unterricht ursprünglich durch den Lehrer; andere Schüler besorgen nur die Wiederholung, die Einübung zur Fertigkeit. Die ganze Schule ist im Großen in zwei, höchstens drei Abtheilungen getheilt; diese werden abwechselnd durch den Lehrer unterrichtet; und nur in der (oder den) jedesmal nicht beschäftigten werden von den (Schüler-) Gehülfen die Wiederholungen und Einübungen vorgenommen: diese in den nach den Kraftstufen (dreifach, nach Lesen, Schreiben, Rechnen bestimmt) gebildeten kleineren Unterabtheilungen oder Reihen. Etwa zehn Minuten vor dem Abschluß der Stunde prüft der Lehrer diese durch; und außerdem sind hiefür noch etwa sechs besondere Stunden wöchentlich bestimmt, wo sämmtliche Stufen in allen Abtheilungen mit Uebungen beschäftigt sind. Neben diesen beiden Hauptformen sind manche freie Anwendungen möglich und werden gemacht, bei welchen man auf alle diese mechanischen, streng geregelten Formen Verzicht leistet, z. B. den jugendlichen Lehrmeistern, statt der schwerer beweglichen Massen, wenige oder selbst einzelne Schüler gegenüber stellt, und ihnen sogar, innerhalb gewisser Schranken, die Selbstbestimmung ihres Lehrverfahrens überläßt.

Als Unterschied von Lancaster sehen wir hier die selbstthätige Einwirkung des Lehrers auf die Schüler. Ein Kind, der unreife Mensch, kann nur wahrhaft gebildet, erzogen, entwickelt und veredelt, werden durch einen gebildeten, erzogenen, unterrichteten, gereiften Menschen, d. h. den Lehrer und Erzieher, nicht aber durch einen andern unreifen, nicht durch ein Kind. Doch eine geeignete Mithilfe der Kinder ist durchaus nicht zu verwerfen, so sagt der Schulrath Otto Schulz, den Diesterweg für sich anführt in einem Berichte, den er über die wechselseitige Schuleinrichtung abstattete:

„Für ausführbar halte ich es, daß bei der wechselseitigen Schuleinrichtung ein Lehrer 80—90 Schüler, wenn sie auf sehr verschiedenen Stufen der geistigen Entwickelung stehen, dennoch zweckmäßig unterrichte: was bei der gewöhnlichen Schuleinrichtung zwar auch verlangt, aber gewiß nur selten und in sehr beschränktem Maße geleistet wird.“

Ueber die Anwendung sagt Beneke (Th. II. pag. 342):

„Der gegenseitige Unterricht ist in der Ausdehnung anwendbar, wie die Aneignung durch die Schüler mit voller Sicherheit geschehen ist. Eben deshalb aber ist er nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen: indem ja die meisten Bewegungen nur sehr langsam zu solcher Sicherheit gedeihen, daß ein Kind dem andern dafür wahrhaft Vorbild sein könnte. Beim Leseunterricht z. B. hat dies, so weit die mechanische Association geht, keine Schwierigkeit; eine sehr große, kaum zu beseitigende dagegen in Hinsicht des logischen und ästhetischen Ausdrucks. Beim Schreibunterrichte ist die Anwendung dieser Methode wohl nur da zu gestatten, wo es die Noth erfordert; beim Unterricht im Singen oder im Zeichnen möchte sie schwerlich je anzurathen sein.“

Sokrates und Friedrich Schleiermacher.

Sokrates wurde 469 v. Chr. (am 27. April?) geboren. Er war ein Sohn des Bildhauers Sophroniscus und der Hebamme Phänarete. Seine Jugend fiel in die glänzendste, sein Alter und sein Tod in die traurigste Zeit Athens. So unbefriedigend auch die wenigen zerstreuten Nachrichten über seine Jugendbildung sind, so kann man doch mit Gewißheit behaupten, daß er, trotz der Armuth seines Vaters, in dem Sinne der Griechen und des damaligen Zeitalters eine gute Erziehung erhalten habe. Sein eigener Genius trieb ihn, die Schriften der berühmtesten Weisen in Versen und Prosa zu lesen; er hörte gewiß alle Fürsten der damaligen Weltweisheit, aber keiner befriedigte ihn, am wenigsten die Sophisten, die die Welt damals verwirrten. Bald wendete er sich, Dank seinem

Genius, von diesen unfruchtbaren Speculationen ab und beschloß nun durch Selbstdenken zu suchen, was Andere ihn nicht lehren konnten. Vorzüglich machte die merkwürdige Inschrift des delphischen Apollotempels: „γνῶθι σαυτόν lerne dich selbst erkennen", die ihm wie eine Stimme Gottes tönte, den mächtigsten Eindruck auf ihn. Er ging in sich, um in Selbstbildung und Selbsterkenntniß die Tugend zu gewinnen und dann Andere lehren zu können. Seine Sanftmuth und Bescheidenheit ging aus der Ueberzeugung hervor, wieviel man nicht wisse, aber doch wissen könne; seine Heiterkeit aus Tugendgefühl. Trotz der glänzenden Anerbietungen seiner Freunde wollte er arm bleiben, um unabhängig zu sein; seine Feldzüge (drei) machte er in der größten Kälte unbeschuhet mit, obgleich er Reinlichkeit sehr liebte und an festlichen Tagen sich schmückte. Putz, meinte er, würde seine Häßlichkeit nicht verschönern, nur vermehren, ihn den üppigen Sophisten gleichstellen und die Athener nicht auf die alte, frühere Einfachheit hinweisen. Sinnliche Genüsse blieben dem höchst mäßigen Manne fremd; seine Cardinaltugenden waren ja auch Mäßigkeit und Gerechtigkeit; die erste aller Pflichten gegen uns selbst, die zweite die gegen den Nächsten enthaltend. Dagegen erhielten ihn Tanz, gymnastische Uebung und Abhärtung während seines ganzen Lebens, selbst bei der schrecklichen Pest, völlig gesund. Bestechlichkeit und Eigennutz blieben ihm fremd; ein eigentliches Amt hat er nie bekleidet. Einen Freund hielt er für das schätzbarste unter allen Gütern, er wußte ihn zu finden und festzuhalten.

Dieser Sokrates war Lehrer, zuerst Volkslehrer. Er hielt sich, wie er es selbst in der Apologie des Platon erklärt, für einen an das athenienſische Volk von der Gottheit Gesandten; deswegen war er vom frühen Morgen bis in die späte Nacht thätig und geschäftig, Menschen aufzusuchen und sie zu belehren über alles, was dem Menschen überhaupt, aber auch jedem einzelnen nach seinen Verhältnissen, wichtig sein kann und soll.

Alle Tage predigte er auf öffentlichen Plätzen, in den volkreichsten Straßen, aber auch in den Wohnungen der Künstler und Handwerker und redete zu ihnen von allem Hohen, was Menschenbrust durchglüht, von allem Schönen, was Menschenbrust durchzieht; er wollte überall Licht und Wärme verbreiten, die Menschen innerlich glücklich machen. Es gab keinen Gegenstand des Lebens, über den er nicht unbefangen und klar gesprochen, keinen Menschen, an dem er nicht mit ungekünstelter Herzlichkeit Antheil genommen, keinen Gegner, den er nicht sanftmüthig zurechtgewiesen, keine Wahrheit, die er nicht dargestellt und in ihrem wohlthätigen Einflusse geltend gemacht hätte.

Ein Mann, der so lehrte und auch so lebte, war in Griechenland noch nicht gesehen worden; ja, die ganze Geschichte stellt nur wenig glänzende Häupter auf, die ihm verglichen werden können. Er war Muster in jeder Hinsicht; wie er als Staatsbürger in den Krieg zog, und so seine Pflichten als solcher erfüllte, ist oben gesagt; wie liebenswürdig war er auch als Gatte und Vater! Obgleich seine Gemahlin, Xantippe, wenig dieses erhabenen Weisen würdig war, so betrachtete er sie und ihr Gebahren doch immer nur als ein Uebungsmittel seiner Selbstbeherrschung.

Doch nicht nur Lehrer des Volkes war Sokrates, er sammelte auch einen Kreis edler Jünglinge und Männer um sich, die ihn überall begleiteten, und die seinen Unterricht in allen Theilen der Wissenschaft, so weit er sie selbst ergründet hatte, erhielten; er wählte seine Schüler nicht nach Stand und Reichthum, sondern nach Talent, und ertrug ihre Unarten mit unwiderstehlicher Sanftmuth. Diese Schüler sind es, welche durch ihn den Geist unbefangener Forschung empfingen und für das Höchste, für Wahrheit, Religion und Tugend, wahrhaft begeistert und entflammt wurden. Zu seinen ausgezeichnetesten Schülern gehören: Alcibiades, Kriton, Xenophon, Aeschines, Euklides, Platon. Wie belehrend, wie

anregend, wie erleuchtend muß sein steter Umgang für diese Männer gewesen sein! Seine Sprache und Lehrart, gegenüber dem sophistischen Wortschwalle, war die ungeschmückte, einfache aber siegreiche Sprache der Natur und darum so eindringlich als klar. Sein Unterricht bestand nicht in langen, ausgearbeiteten oder aus dem Stegreif gehaltenen Reden, sondern in freien Mittheilungen, die durch Frage und Antwort das größte Interesse erhielten. Er philosophirte nicht vor, sondern mit seinen Schülern, und wirkte daher mit unwiderstehlicher Macht auf das Innerste ihres Geistes; er zwang sie zum Selbstdenken! Man übersieht gewöhnlich das schwierige dieser Lehrart. Nur ein feines Gegenstandes völlig mächtiger Geist kann dieselbe mit Glück anwenden, kann aber dann auch mit der größten Bestimmtheit auf Erfolg rechnen. Wie gewaltig die Anregung gewesen sei, sieht man daraus, daß alle folgenden Denker in dialogischer Form philosophirten. (Sokratische Methode: siehe Schluß.)

Der hohe, gewandte Geist des Sokrates richtete sich bei dieser Fragweise stets nach der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Zuhörer. Kamen z. B. Leute zu ihm, die von ihrer Weisheit aufgeblasen waren, so fertigte er sie ironisch ab, d. h. er legte ihnen Fragen vor (den Schein des Verfänglichen wußte er sorgfältig zu verbergen), bei deren sich oft widersprechenden Beantwortung sie bald ihre Unwissenheit und Unterrichtsbedürftigkeit erkannten. Oft aber wollte er nur solche Thoren ihres blendenden Scheins entkleiden, deshalb bekämpfte er sie mit ihren eigenen Waffen, d. h. sophistisch. Aber denen, die nicht eingebildet, im Denken ungeübt, zum eigenen Suchen der Wahrheit zu schüchtern waren, denen war er der liebevollste Freund und Vater, die suchte er mit der größten Gutmüthigkeit und Liebe, mit herzlichen Worten an sich zu fesseln und ließ sich ganz zu ihnen herab, um an das vorgefundene Wissen neue Belehrungen unmittelbar anknüpfen zu können. (Lückenloses Fortschreiten!)

Er sprach nicht hochtrabend, sondern einfach und schlicht, namentlich gern in Bildern und Gleichnissen; er übte eine geistige Hebammenkunst, wie er, der Sohn einer Hebamme, seine Methode selbst wohl zu nennen pflegte. —

In einer verdorbenen Zeit war Sokrates der Anwalt der Tugend. Indem er sie zu seinem Hauptaugenmerk machte, führte er, wie Cicero sagt, die Philosophie vom Himmel zur Erde. In damaliger Zeit tugendhaft zu sein, dazu gehörte Muth; mehr noch die Tugend zu lehren; der größte aber dazu, das Untugendhafte, das Laster öffentlich zu verdammen und zu geißeln, ein Sittenrichter zu sein. Deshalb wundert man sich nicht, wenn Sokrates von Demagogen und Oligarchen, am meisten aber von den Sophisten gehaßt wurde. Nach dem Falle der dreißig Machthaber* wagten es drei . . . ., ein schlechter Tragiker Melikus, der sophistische Demagog Anytus und der Redner Lykon, ihn, den Edlen, anzuklagen als Götterleugner und Jugendverderber. Die Anklage geschah vor den 500 Richtern der Heliäa. Sokrates vertheidigte sich selbst ohne bestechende Rednerkünste, aber meisterhaft; doch auch mit einem solchen Selbstgefühl, das freilich bei solchen Richtern nur als Stolz gelten konnte. Mit einer Majorität von drei Stimmen sprach man das Schuldig aus. Da er nun das Recht hatte, selbst eine Gegenschätzung seiner Strafe vorzunehmen, verdammte er sich zu der Strafe: auf Kosten des Staates im Prytaneum erhalten zu werden. Da dies nur der Lohn der ausgezeichnetesten Männer war, so sahen die Richter darin offenbaren Spott und Hohn und verurtheilten ihn jetzt, mit 80 Stimmen mehr als vorher, zum Tode durch Gift.

Mit aller Ruhe der Unschuld und seiner gewöhnlichen Heiterkeit ging er in den Kerker und setzte auch in Fesseln dreißig Tage lang (bis das heilige Schiff mit der Procession von

* Siehe Weltgeschichte.

Delos wieder zurückgekommen) seine lehrreichen Unterhaltungen mit seinen Schülern fort, wobei er sie zu trösten und in der Tugend zu befestigen suchte. Als einer derselben, Apollodor, ihn bejammerte, daß er unschuldig sterben müsse, fragte er ihn, ob er denn wünsche, daß es schuldig geschähe? Den Versuch des Kriton, ihn durch die Flucht zu retten, vereitelte er selbst. Am letzten Abende badete er, nahm Abschied von seinen Kindern und trank dann den Schierlingsbecher ruhig und gelassen aus, während seine Schüler bei diesem Anblick dem lautesten Schmerz sich überließen, und selbst der Kerkermeister weinte. Dann ging er umher, bis er Schwere und Steife in den Füßen fühlte, worauf er sich niederlegte, einhüllte und nur noch sagte: »Wir sind dem Aesculap einen Hahn schuldig (wie Genesende zu thun pflegten), vergeßt ja nicht, Freunde, ihn zu opfern!« Nach einiger Zeit befühlte man seinen Körper; er war todt. 399 v. Chr.

Friedrich (Daniel Ernst) Schleiermacher war am 21. November 1768 zu Breslau geboren, wo sein Vater, als reformirter Feldprediger in Schlesien, damals seinen Aufenthalt hatte. Mit 5 Jahren kam er in die Friedrichsschule, deren Klassen er schnell durchlief, weil er das Mechanische der lateinischen Sprache und ihre ersten Regeln leicht faßte. Der Ruf eines guten Kopfes, zu dem er hiedurch leicht gelangte, machte ihn eitel und aufbrausend, was er sonst von Natur nicht war. Die Mutter erzog ihn bei der häufigen Abwesenheit des Vaters am meisten, liebte ihn sehr, ohne blind gegen seine Fehler zu sein, und suchte ihn namentlich von seiner Heftigkeit durch ruhige Ueberlegung abzubringen. Am meisten aber wurde sein Stolz gedemüthigt, als er an die Lectüre römischer Schriftsteller kam, deren inneren Zusammenhang zu fassen ihm zur Zeit noch schwer ward; da fing er an gewaltig zu zweifeln an der gepriesenen Größe seiner natürlichen Fähigkeiten. Er

verlor alle Luft an Sprachen und wandte ſich mehr Sachkenntniſſen zu, deren Betreibung damals in den Schulen noch ungewöhnlich war; ſo z. B. lernte er Naturlehre und Naturgeſchichte nur aus dem Kinderfreunde kennen, und der Geſchichtsunterricht wurde ſo ertheilt, daß er ihm tödtliche Langeweile verurſachte. Die treue Mutter ſuchte dem Mangel theilweiſe abzuhelfen: ſie verſchaffte ihm mancherlei Kenntniſſe und gewöhnte ihn beim Deutſchen mit Verſtand und Nachdenken zu leſen. Inzwiſchen wurde der Vater nach Pleß in Ober-Schleſien und ein Jahr ſpäter nach der Colonie Anhalt verſetzt. Dadurch veranlaßt lebte Schleiermacher vom 10—12. Jahre auf dem Lande und vom 12—14. in Pleß in Penſion. Hier wurde ſein Eifer für alte Sprachen durch einen treuen Lehrer wieder belebt — auch lehrte dieſer ihn ſeine Gedanken ordentlich zu Papier bringen. Er blieb hier aber nicht; ſeine Eltern hatten auf einer Reiſe die Erziehungsanſtalt der Brüdergemeine zu Niesky in der Oberlauſitz kennen gelernt und faßten zur Freude des Sohnes den Entſchluß, ihn dorthin zu geben. 1783 trat er in die Anſtalt. Und nie konnte er ohne lebhaftes Vergnügen an die Zeit zurückdenken, die er dort und nachher auf dem Seminar zu Barby, der eigentlichen Univerſität der Brüdergemeinde, zugebracht hat.

Mit ſeinem ihm innig vertrauten Freunde und Mitſchüler, dem nachherigen Biſchof der Brüdergemeinde, Albertini, las er mit geringen Hilfsmitteln die beſten griechiſchen Claſſiker, mit noch geringeren das alte Teſtament; überhaupt waren dieſe Beiden beieinander wie Oreſt und Pylades. Der Erfolg ſeines Fleißes war zu ſehen; die Mutter ſchreibt:

„Wenn Fritz ſo fortfährt, wird er es weit bringen. Er iſt der Kleinſte in der ganzen Schule und kommt aus allen Claſſen als der Oberſten einer heraus.“

Aber noch in demſelben Jahre ſtarb ihm die treffliche Mutter; der betrübte Vater ſchreibt darüber an ſeine Kinder:

„Ihr seid nun mutterlose Waisen; doch tröstet euch über ihren Heimgang, denn weil sie an Gott und ihren Heiland glaubte, ist sie nun bei ihm daheim ewiglich.“

Im Jahre 1785 kamen die beiden Freunde nach Barby. Hier erst lernte er kennen und studirte die deutschen Classiker; er las Wieland's Gedichte und Göthe's Werther und, es konnte nicht anders sein, er mußte sich von dem Lehrsysteme der Brüdergemeinde immer mehr entfernen. Endlich hielt er es nicht länger in Barby aus; er mußte seine Geistesfreiheit aus dieser Zucht retten und ging 1787 nach Halle. Hier mußte er zunächst seinem Geiste andere Nahrung geben und statt nur auf Theologie, warf er sich mehr auf Philosophie. Er hörte Wolf und Eberhard, studirte J. Kant und F. H. Jacobi.

Im Sommer 1790 bestand Schleiermacher das Examen pro licentia concionandi und ging dann im Herbste als Hauslehrer zu dem Grafen Dohna v. Schlobitten auf Finkenstein in Preußen. Hier blieb er drittehalb recht glückliche Jahre und genoß insbesondere das Vergnügen, Zeuge und Theilnehmer eines hohen Grades von Familienglück zu sein, um so lebhafter, »als solches seltener in den Häusern dieses Standes zu finden sein soll.« Freilich fand eine große Verschiedenheit methodischer und pädagogischer Auffassung zwischen ihm und den Eltern statt, die seine Selbständigkeit leicht als Halsstarrigkeit erscheinen lassen konnte. Wenn er auch fürchten mußte, daß sein Verhältniß leicht gelöst werden könne, wenn er auch eines unangenehmen Vorfalles mit der Gräfin gedachte, so bekannte er doch mit dankbarer Freude:

„Mein Herz wird hier ordentlich gepflegt und braucht nicht unter dem Unkraut kalter Gelehrsamkeit zu welken, und meine religiösen Empfindungen sterben nicht unter theologischen Grübeleien; hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Mensch bestimmt ist, und das wärmt meine Gefühle.“

Nicht unwichtig für ihn war es, daß er von hier aus Königsberg besuchte und den Philosophen Immanuel Kant kennen lernte.

Die nächste Folgezeit brachte rasche Wendungen in den äußern Lebensverhältnissen Schleiermachers. Im Herbste 1793 wurde er Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen, das damals unter Gedicke's Leitung in Berlin blühte; zugleich wurde er interimistisch als Lehrer am Kornmesser'schen Waisenhause angestellt. Hier weilte er nur ein halbes Jahr, dann ging er als Hilfsprediger nach Landsberg a. d. W. im Frühjahr 1794. Hier blieb Schleiermacher bis zum Jahr 1796; während dieser Zeit starb ihm der Vater, mit dem der Sohn in fortwährendem Briefwechsel gestanden und in das väterliche Herz sein ganzes Innere immer ausgeschüttet hatte. Noch lange gedenkt er des Dahingeschiedenen in seinen Briefen an seine Schwester und rühmt desselben zärtliche Liebe, auch wenn der Sohn ihm zuweilen in seinen Ansichten und Gedankenrichtungen Kummer bereitete. Nun wurde Schleiermacher als Prediger an die Charité nach Berlin berufen, wo er sechs Jahre wirkte. Dieser Aufenthalt in Berlin hatte nicht blos für seine wissenschaftlichen, besonders seine philosophischen Studien eine große Bedeutung, sondern er sah sich auch durch Freunde, wie Gustav v. Brinkmann, Scharnhorst, Alexander Dohna, durch Frauen, wie Henriette Herz und Dorothea Veit, in die geistig belebtesten und anregendsten Kreise des dortigen geselligen Lebens versetzt, wodurch sich ihm alle Gebiete der Kunst, Literatur und modernen Bildung erschlossen. Die wichtigste Bekanntschaft war wohl die mit Fr. Schlegel, mit dem er auch längere Zeit zusammen wohnte und der ihn in den Geist der Romantik einführte.

Hier trat Schleiermacher zuerst als Schriftsteller auf, indem ihm der Bischof Sack einen Theil der Uebersetzung des letzten Bandes der Blair'schen Predigten übergab, und auf dessen Anrathen übersetzte er auch Tawratt's Predigten, zwei

Bände, und nahm Theil an dem von den Gebrüdern Schlegel herausgegebenen Athenäum. Aber weit bedeutender, ja Epoche machend und die ungeheure Wirksamkeit des Mannes begründend, waren die in den beiden nächstfolgenden Jahren herausgegebenen Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern und die Monologen. Diese beiden standen im genauesten Zusammenhange: in den Reden wurde das religiöse, in den Monologen das ethische Element einer wahren Lebensgeburt hervorgehoben. Um diese Zeit erschien auch der erste Band seiner Predigten, dem im Ganzen noch sechs derselben gefolgt sind; sie sind Muster eines gediegenen Vortrages, die sich nicht nur an das Gefühl, sondern auch an das Denkvermögen der Zuhörer wenden. Noch eine Arbeit, die er in dieser Zeit, zuerst mit Fr. Schlegel gemeinsam, hernach allein übernahm, war eine Uebersetzung des Platon (des bedeutendsten Schülers des Sokrates). Diese Arbeit gehört unstreitig zu den wichtigsten und fruchtbarsten, die über Platon unternommen worden sind, da wohl schwerlich unter den Neuern irgend einer tiefer in den unerschöpflichen und unergründlichen Geist dieses Philosophen eingedrungen sein möchte.

Im Jahre 1802 ging Schleiermacher als Hofprediger nach Stolpe. Hier war neben Platon seine Hauptarbeit eine »Kritik der bisherigen Sittenlehre«. Indessen erging an ihn der Ruf zur Bekleidung eines Lehrstuhles für praktische Theologie an der Universität Würzburg, der ihm so befremdend vorkam, daß er es sich nicht denken konnte, daß er Collegia lesen sollte. Er fühlte, was nur ein bescheidener Mann fühlt, daß ihm noch Vieles fehle, namentlich daß es ihm an Literaturkenntnissen noch mangele. Als er endlich näher auf den Antrag eingehen und zu solchem Behufe seinen Abschied nehmen wollte, erklärte die preußische Regierung sich bereit, ihm eine ähnliche Stelle an der Universität Halle zu geben, wohin er denn auch 1804 als Universitätsprediger und Professor der Theologie

und Philosophie ging. Bei seinen Vorlesungen notirte er sich blos die Hauptsätze, redete übrigens frei und wollte dabei auch bleiben; sie wurden ihm von Tage zu Tage leichter, so daß es keine leere Behauptung ist, daß in diesen freien Vorlesungen sich seine Beredtsamkeit glänzender entfaltete, als auf der Kanzel, und daß es gerade ein Hauptverdienst Schleiermachers ist, die schwierigsten und reichhaltigsten Gegenstände der Wissenschaft mit Scharfsinn und Klarheit zusammenzufassen und auch bis in die kleinsten Einzelnheiten mit heller Ordnung und Sicherheit zu verfolgen. Obgleich Schleiermacher das Lehren vom Katheder als »herrliche Sache« erschien, und er sich »immer einheimischer« darauf fühlte, so sehnte er sich doch danach, seinen Studirenden auch von der Kanzel das Verhältniß der Speculation und der Frömmigkeit recht anschaulich machen zu können und sie so von beiden Seiten zugleich zu erleuchten und zu erwärmen. Da aber die Universitätskirche zum Magazin eingerichtet war, so gelang es ihm erst nach langem Harren den Gottesdienst zu eröffnen. Bei der Eröffnung, wo wohl 700 Studirende zuhörten, und auch in der Folge behielt er ein aufmerksames, auserlesenes und zahlreiches Publikum.

Es war jetzt die trübe Zeit des deutschen Vaterlandes; Schleiermacher blieb nicht unberührt davon, ja er beschäftigte sich mit allen Ereignissen und Richtungen dieser Zeit vielfach. Seinem engern Vaterlande Preußen blieb er treu; und sollte es dem Unglück ganz erliegen, so wollte er das deutsche Vaterland da suchen, wo ein Protestant leben kann und wo Deutsche regieren. Er klagte, daß sein Wirkungskreis zerstört, die Universität vorläufig aufgelöst, und nur durch einen für Preußen günstigen Frieden wieder herzustellen sei. Obgleich die neue westphälische Regierung, unter die auch Halle kam, Hoffnung zur Wiederherstellung der Hochschule gab, so war es ihm doch nicht möglich, sich unter diese zu fügen, weil er nur unter einem deutschen Fürsten, so lange es noch einen gab, leben konnte. Denn

die Operationen, welche geradezu auf die Vernichtung deutschen Sinnes gerichtet waren, konnte er nicht, wenn auch nur durch sein Dasein, unterstützen. Als das Kirchengebet für den König und die Königin von Westphalen verordnet ward, bestieg er nicht mehr die Kanzel. Er ging nach Berlin. Ein wahrer Trost für ihn war, daß seine Schwester Nanni zu ihm ins Haus kam und bei ihm blieb, bis sie 1817 den edeln Ernst Moritz Arndt heirathete.

Hatte Schleiermacher schon früher durch die religiöse Wiederbelebung der Gemüther dem christlichen und kirchlichen Leben der Zeit einen neuen Aufschwung gegeben, so trug er jetzt mit Wort und Gesinnung, voll der feurigsten Liebe zu seinem deutschen Vaterlande und seinem deutschen Volke, ein Wesentliches zu der patriotischen Erhebung des letzteren bei. Er machte von dem schönen Vorrecht des Predigers Gebrauch, zur Ergebung und Kraft in der Trübsal zu ermahnen, und sprach in der berühmten Predigt nach dem Tilsiter Frieden von dem heilsamen Rath des Apostels, zu haben als hätten wir nicht, indem er auf den heiligen Kampf für Gewissensfreiheit und Glauben vorbereitete. Er stand im Vordergrunde, wo es galt, nach der Schmach von Jena und Auerstädt den tief gesunkenen Muth neu zu beleben. Darum hat er auch nicht weniger die Noth und Schmach der Zeit im tiefen Kummer seines Herzens getragen, als die Ehre und Freude der wiedergefundenen Freiheit mit dem dankbarsten Jubel begleitet. Sein unerschütterlicher Muth, der rastlos für König und Vaterland sprach, blieb auch während der Besetzung Berlins durch Davoust ungeschmälert, von dem er sich sogar als unruhiger Kopf und Anhänger der Stein'schen Ideen eine Vorladung und Rüge gefallen lassen mußte.

Im Sommer 1808 verlobte sich Schleiermacher mit Henriette v. Willich, einer jungen Predigerswittwe in Rügen, die er im Mai des nächsten Jahres als treue Gattin heimführte.

Ein großes Verdienst, welches jetzt bei der 50jährigen Jubelfeier erst recht ans Licht kam, hat Schleiermacher auch um die Gründung der Berliner Universität. In seiner Denkschrift: »Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn« (1804), hat er zu dem Unternehmen Muth gemacht und die leitenden Ideen und höchsten Zwecke der großartigen Anstalt vorgezeichnet. Neben Wolf und Fichte war er einer ihrer ersten Lehrer, der erste Decan der theologischen Facultät. Zugleich war er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin; sie war ein theurer Versammlungsort für Lehrer und Schüler, Männer und Frauen, und was sie dorthin zog, war die geistige Anziehungskraft des Predigers, die andächtige Lust, seinen oft viel verschlungenen, aber stets mit erhebender Aussicht endenden Gedankenwegen zu folgen. Man hörte Schleiermacher um so lieber, als das argwöhnische und verketzernde Treiben jener Jahre Vielen die Schwingen lähmte. Auch Schleiermacher wurde hineingezogen. Die Carlsbader Beschlüsse, die demagogischen Verhöre, Verfolgungen und Verdächtigungen aller Art spielten eine bedeutende Rolle. Als er 1815 durch seine vernichtende Kritik gegen den Geheimrath Schmalz seine freiere politische Stellung offenbarte, mußte er, wie die vielen ihm gleichgesinnten Freunde, den Argwohn und die lauernde Mißgunst einer, freilich meist im Verborgnen thätigen, Reaktion empfinden. Sein Schwager Arndt wurde ja thatsächlich davon ergriffen, und Schleiermacher, den ja auch mit der strenge Befehl Friedrich Wilhelms III. traf, nicht für oder gegen Schmalz zu schreiben, hegte oft die ernstlichste Besorgniß für sich. Doch fand er Trost und Ruhe im stillen, lieben Familienkreise, namentlich als ihm sein lieber Sohn Nathanael geboren ward. Im Verkehr mit seinen lieben Kindern erwuchs dem Vater ein neues, reiches Leben und bildete sich in ihm das pädagogische Bewußtsein, das er bis dahin wenigstens nie mit dem Interesse genährt hatte und das nachmals in seiner trefflichen Erziehungs-

lehre als ein abgerundetes, innerlich verbundenes Ganzes erscheint. Wir sehen ihn schon im brieflichen Austausch mit seiner Freundin Charlotte v. Kathen wichtige und lehrreiche Grundsätze über Einzelnes aussprechen:

„Meine lebendige Ueberzeugung ist, daß ein Knabe von 14 Jahren nothwendig in einer größern Gemeinschaft mit vielen seines Alters leben und eines öffentlichen Unterrichtes, der doch in weit größerem Stile ist, als der häusliche, genießen muß. Diejenigen sind nun freilich glücklich, die in großen Städten leben, wo sich diese Vortheile mit dem häuslichen Leben verbinden lassen. —

Von Seiten des Wissens ist es ausgemacht, daß nie zu Hause dieselbe Ordnung und strenge Nothwendigkeit im Gange des Unterrichts sein kann, wie in der Schule, und darauf beruht lediglich der sichere Gang der Fortschritte und die unschätzbare Gewöhnung, etwas zu der Zeit auch zu können, da man es muß. Wird aber nicht in diesen Jahren, zwischen dem 14. und 17. eine rechte Gründlichkeit und auch ein gewisser Umfang von Kenntnissen hervorgebracht, so ist das nie wieder nachzuholen. —

Unschätzbar aber ist, daß auf der Schule das strenge Rechtsgefühl geweckt und der Knabe zur Selbständigkeit geleitet wird. Das ist es beides, was den Mann macht. Alle Männer, die zu lange im väterlichen Hause gewesen sind, sind auf irgend eine Art weichlich, unentschlossen, untüchtig, ohne rechten Sinn für die gemeine Sache."

Wollte man die zu Erziehenden mit den Unvollkommenheiten der Gemeinschaften bekannt machen, so wäre das ein Mißgriff, aus dem Naseweisheit entsteht.

(Sch. Erziehungslehre S. 6.)

Methode ist immer das Gesetz für die Behandlung der Elemente. — Methode ist demnach die Kunst, die Elemente zu finden; die richtige Auffindung der Elemente muß bei jedem Gegenstande, der entwickelt werden soll, vorangehen.

(Sch. Erziehungslehre S. 793.)

„Die Belehrung — auch die religiöse — darf durchaus nichts Anderes sein, als ein gemeinschaftliches Aufsuchen der Wahrheit."

(Eisenlohr, die Idee der Volksschule Sch's. S. 56.)

Bereits seit 1811 war Schleiermacher Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in deren »Denkschriften« sich von

ihm mehrere gediegene Abhandlungen zur Geschichte der alten Philosophie finden; 1814 wurde er Secretär der philosophischen Classe derselben; im Jahre 1817 war er Präses der zu Berlin versammelten Synode. Zu seinen letzten, aber bedeutendsten Schriften gehört »Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt.« —

Zu verschiedenen Malen reiste Schleiermacher bald in Begleitung von Schülern und Freunden, bald mit seiner Familie, um Geist und Körper zu stärken, in die verschiedensten Theile Deutschlands und der Schweiz, und wußte hernach in anziehender Weise diese Reisen zu schildern. Im Herbste 1833 reiste er mit dem Grafen Schwerin von Putzar auf dessen in Pommern gelegenes Gut und ging von dortaus nach Schweden, Norwegen und Dänemark. Ueberall empfing man ihn mit Jubel, besonders in Kopenhagen. Man verehrte in ihm den bedeutendsten Theologen der protestantischen Kirche unserer Zeit, bei dem ungemeine Geisteskraft und Originalität in der innigsten Verbindung stehe mit tiefem Gemüth und lebendigem Gefühl. Alle Welt, jung und alt, weltlich und geistlich, huldigte ihm und verband sich zu einem frohen Mahl seinetwegen.

Oehlenschläger pries ihn in einem Liede als den Melanchthon seines Zeitalters, der die Ostsee mit dem Archipelagus verbunden, die Schätze Platons (Sokrates) den Germanen gegeben habe. Man jubelte ihm, dem Denker, dem Prediger und Lehrer, besonders aber dem Menschen; er dankte, obschon er vor Rührung kaum zu reden vermochte. In seiner Rede verschmolz er den feinen Humor mit Ernst und Fülle des Gefühls, was, vereint auf seinem seelenvollen Antlitz, einen unvergeßlichen Eindruck auf die Anwesenden hervorbrachte.

So manche schöne Hoffnung für sein Wirken, für sein theures Vaterland, für seine Familie trug Schleiermacher noch in seinem Herzen; er wollte am 18. Mai 1834 seine silberne Hochzeit und zugleich Vermählung seiner Tochter Hildegard

mit dem Grafen Max v. Schwerin (Minister des Innern a. D.) feiern, doch sollte er das nicht mehr erleben. Am 7. Februar wurde er krank und schon am 12. Februar starb er, nachdem er seinen Kindern noch den Lieblingsspruch Johannis hinterlassen: »Liebet euch untereinander.« Auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Thore ist sein Grab.

Zwei Lehrer, die mehr denn 2000 Jahre nach einander lebten und doch innig verwandt! Beide geliebt und verehrt; beide hatten lebenslang dasselbe Princip, die Tugend zu führen. Doch was mich sie zusammenstellen hieß, war etwas Aeußeres, was aber in ihrem Innern begründet liegt; ich meine ihre Methode; man spricht von Sokratischer und auch wohl von Schleiermacherscher Methode, und ich will kurz das Wesen derselben darzustellen suchen.

Methode überhaupt nennen wir den Weg, den ein Lehrer mit seinem Schüler geht, um diesen zu einem Zielpunkte des Unterrichtes zu führen. Der leichteste und kürzeste, der naturgemäße Weg ist die beste Methode. Es kann aber nur zwei Hauptarten von Wegen geben: entweder man unterrichtet wissenschaftlich oder elementarisch. Der wissenschaftliche Unterricht z. B. auf Universitäten beginnt mit den allgemeinsten Sätzen, aus welchen das Besondere und Einzelne abgeleitet wird. Die Wissenschaft wird als etwas an sich Fertiges auf- und hingestellt. Der menschliche Geist aber kennt und entdeckt erst das Einzelne, Besondere, woraus später das Allgemeine sich entwickelt. Dieser Anfang vom Speciellen und Individuellen und der Fortschritt zum Allgemeinen ist der naturgemäße Gang der Entwickelung. Darum schlägt jeder bildende d. h. erziehende Unterricht diesen Weg ein, den wir, weil dadurch die Anlagen in ihrem Grundwesen ergriffen werden, den elementarischen, die Methode die Elementarmethode nennen. So verfährt der Elementarlehrer; er faßt den Schüler auf dem Standpunkte, auf welchem derselbe steht, setzt ihn durch Fragen,

die an seine Erkenntniß anknüpfen, in Bewegung, weckt dadurch seine Selbstthätigkeit, und leitet ihn durch fortwährende Erregung zur Auffindung und Erzeugung neuer Gedanken und Erkenntnisse an. Also macht die Elementarmethode den Schüler (resp. die ganze Schulklasse) zum Mittelpunkt ihrer Bewegung; der Lehrer selbst betrachtet sich als Mittel, durch welches die Erregung und Leitung geschehen soll, er macht sich zum dienenden Werkzeug der Thätigkeit.

Dieser Gang ist der elementarische, naturgemäße, der bildende. Der wahre Lehrer zeigt seinem Schüler nicht das fertige Gebäude, an dem Jahrtausende gearbeitet haben; sondern er leitet ihn zur Bearbeitung der Bausteine an, führt mit ihm das Gebäude auf, lehrt ihn das Bauen.

Der wissenschaftliche Lehrer verfährt rein analytisch; er zergliedert das Ganze, das er seinen Schülern giebt, vor ihnen bis in das kleinste Detail. Der elementarische Lehrer hat die wissenschaftliche Gliederung fertig in sich — stellt sich auf den Standpunkt des Schülers und führt denselben ins Unbekannte, zum Ganzen, er verfährt synthetisch. Die erste Art, als nirgend hinpassend, als von allen Pädagogen für verwerflich bezeichnet, betrachten wir weiter nicht. Nur soviel sei zur Vermeidung von Selbsttäuschung gesagt, daß sie nicht immer nur vortragend zu sein braucht, sondern daß sie vielmehr sich oft in Fragen ergeht, ein Frageſpiel spielt. Sie fragt, aber entwickelt nicht; die Antwort ist gegeben vor der Frage. Im umgekehrten Fall aber, die entwickelnde Art darf nicht immer fragend sein, das ist nicht ihr Kennzeichen, sondern sie muß nur den Schüler anregen zum Selbstdenken, Selbstfinden, Selbstthun, zur Spontaneität. Dann kann sie auch vortragend sein. In dieser entwickelnd-vortragenden Lehrform war Schleiermacher ein Meister, in der entwickelnd-fragenden Sokrates. Da man diese darum die Sokratische genannt hat, so könnte man in dieser Analogie jene die Schleiermachersche nennen; fast nicht mit weniger Grund, als zu jener Benennung Berechtigung gewesen.

Der Unterschied ist nur der, daß im Alterthum ausgezeichnete Eigenschaften mehr an einzelnen Heroen wahrgenommen wurden, wogegen in der neuern Zeit einzelne Persönlichkeiten nicht mehr so scharf hervortreten.

Repetiren wir also die Methoden, so finden wir:

Erstens, die »entwickelnd-vortragende« (Schleiermacherſche);

zweitens, die »entwickelnd-fragende« (Sokratiſche); als allein anwendbar. Dann aber

drittens, die »mittheilend-vortragende« und

viertens, die »mittheilend-fragende«; als unbedingt verwerflich.

Die Sokratiſche Lehrform ist die schwierigste, schwerer als die sogenannte Schleiermacherſche. Wie schwer sie sein mag, sieht man daraus, daß die Professoren schon zu den seltenen Erscheinungen gehören, die es auch nur zu versuchen Lust haben, in der letzteren Weise zu dociren. Die Methodik der Volksschule hat man schon seit Baſedow's Zeiten die Sokratiſche Lehrweise als die Krone der Lehrgeschicklichkeit nachgewiesen, darum ausgezeichnete Lehrer auch vielfach nach Erringung dieser außerordentlichen Kunst gestrebt haben. Wie tief sie auf den Geist der Schüler einwirken muß, begreift der leicht, der sie, wenn auch nur unvollkommen, anwenden versteht; er hat es in freudiger, unvergeßlicher Anschauung erfahren, »wie die jungen Seelen ihre Fittige heben, und ihre Flugkraft sich steigert.« Es ist ein Höhepunkt des Lehrerlebens; denn hier berührt die Seele die Seele. Nur solche Menschen, die selbst nicht fähig waren, geistig Etwas zu erzeugen, haben diese Lehrweise als leer und nichtig geschmäht und nachzuweisen versucht, zur Schande für sich selbst. Aber erst müssen sie klar und unwiderleglich beweisen, daß Paſſivität die höchste Eigenschaft des menschlichen Geistes sei, dann wollen wir auch die entwickelnde Lehrweise schmähen und

verschmähen. So lange wir aber davon nicht überzeugt sind, sondern die Selbstthätigkeit des Geistes für seine Krone halten, wollen wir dazu beitragen, daß die entwickelnde Lehrweise in allen Schulen zu finden sei, die Sokratische wo möglich, aber wenigstens doch die Schleiermachersche; eine solche Schule hat und giebt Leben!

Friedrich Ludwig Jahn,

der deutsche Turnvater.

„Frisch, frei, fröhlich, fromm!“

»Gut Heil!« Du alter Vater Jahn! Sei mir gegrüßt, Du deutsche Eiche! Wie tönt Dein Name so frisch in die deutsche Welt, wie macht er die Herzen so frei, wie wird das Gemüth so fröhlich und der Glaube so fromm! Komm her, Du alter Deutschmann, und laß Dich kennen lernen!

Es war am 11. August 1778, als er in diese Welt eintrat; der Sohn eines Predigers in dem Dörfchen Lanz bei Lenzen in der Priegnitz, da, wo nahebei Dömitz »das feste Haus« liegt. Nicht ohne Grund hat man darauf aufmerksam gemacht, wie gerade er, »der in drei Ländern, Preußen, Mecklenburg und Hannover zu Hause war, und keinen andern Begriff von deutschen Staaten hatte, als lägen sie alle in Einer, in Deutschlands Reichsflur«, wie gerade er zuerst die Sehnsucht nach dem großen deutschen Vaterlande wach rief. Als er lange nachher in Kolberg unfreiwilligen Aufenthalt hatte, und in der Augsb. Allgem. Zeitung las, »daß Er die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht«, da, sagte er, vermag ich nicht zu beschreiben, wie ich mich freute, daß ich gewürdigt worden dafür zu leiden.

Jahns Vater scheint eigenthümliche Ansichten von der Erziehung gehabt zu haben; mit andern Knaben ließ er seinen Jungen nicht verkehren, wohl aber mit alten Leuten in ziemlich freier Weise. Alte Soldaten, von denen einer noch unter

Karl XII. gegen Stralsund gestritten, andere den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatten, waren seine Spielkameraden. Von den Reitern, die ins Dorf kamen, lernte er reiten, von einem Grönlandsfahrer schwimmen (viele Leute seines Dorfes waren Schiffer), und durch die Beobachtung der Thiere laufen und springen. Das Klettern sah er den Affen ab, die er im Herzoglich Mecklenburgischen Lustschlosse Ludwigslust sah. So hatte er die Elemente des Turnens schon früh beisammen, denn auch für die spätern Turnfahrten und »Dauergänge« fanden sich Lehrer: die Pascher seines Heimathortes. Mit ihnen ging er nach Mecklenburg, wenn »was los war«, und bald war in Betreff der Weg- und Steg-Kunde der Jünger über seine Meister.

In der Dämmerungsstunde am Abend unterrichtete ihn der Vater, ihn auf dem Schooße haltend, namentlich in Geschichte; er erzählte ihm von Hannibal, Alexander und den »Hohen und Guten des Alterthums«. Auch ein tiefes, untilgbares Gefühl von Recht und Unrecht pflanzte schon früh der Vater in die Brust des Kleinen, der es hernach die Quelle all seines inneren Wohls und äußeren Wehs nannte.

Der alte Jahn erwartete von seinem Söhnlein, daß er was »Großes« werden würde, und brachte ihn nun nach Salzwedel auf die Schule. Eigenthümliches steckte in ihm; es zeigte sich seine deutsche Gesinnung in der Schule, als er vom Katheder zusah, wie sich die Preußen und Hannoveraner in der Schule zankten, und dem Lehrer hernach sagte, er vergleiche sich mit Zeus, der den Kämpfen der Trojaner und Griechen zusah.

Unter täglichen Faustkämpfen gegen seine Mitschüler hielt er drei Jahre in Salzwedel aus und ging dann nach Berlin zu Gedicke ins »graue Kloster«. Hier schon kam er sehr bald in schlimme Geldverwickelungen, hielt überhaupt nur ein halbes Jahr aus, erhielt beim Examen die schimpflichste Censur, verließ am 17. April 1795 Berlin und ging — in die

weite Welt. Man erzählt, er habe den Hut ins Wasser geworfen, der dann gefunden sei, so daß sein Vater geglaubt habe, der Sohn sei todt. Der unglückliche Schüler habe unterdessen Deutschland bereist, um sich zu überzeugen, wie es aussähe.

Jahn selbst hat dieses Irrjahr seines Lebens nicht aufgehellt; Ostern 1796 bezog er mit dem Zeugniß der Reife die Universität Halle. Hier lebte er den Worten, die er auf ein Blatt geschrieben, gemäß; sie lauten:

„Die Hochschulenjahre bleiben des angehenden Gelehrten Wanderzeit. Da soll er sich weder einpferchen, noch versunken. Er muß erwachsen in der Oeffentlichkeit Luft und Licht. Er muß seinen Umgang freikürig wählen dürfen, darf nicht in einen bestimmten Gesellschaftskreis gebannt sein, wo er sich dann so einlebt, wie ein Stammgast einer Kneipe, daß ihm lange nachher nirgends wohl ist, und er von vorne wieder zu leben anfangen muß, um sich mühsam in der wirklichen Welt zurecht zu finden, bevor er eine wahre Wirksamkeit gewinnen kann."

Forster, Krause, Sprengel, Eberhard waren seine vorzüglichsten Lehrer und Gönner. Er war bei Fr. Aug. Wolf im Seminar und dieser pflegte seinen Sprachinstinkt zu rühmen. Als Student ertheilte er auch Unterricht am Waisenhause. Er studirte Theologie — oder sollte es vielmehr nach des Vaters Wunsch. Ihm sagte alles Andere aber mehr zu — er ließ sie auf der Universität auch bald links liegen. Vier Jahre studirte er hier. Dann ging er noch nach Greifswald, um nordische Sprachen zu studiren. Auch genoß er hier den täglichen Umgang Arndt's und anderer Männer, die fremde Länder gesehen. Zwei Schriften Jahns, die um diese Zeit erschienen, sind zu erwähnen. Erst eine, die nicht unter seinem Namen 1800 erschien, »Ueber die Beförderung des Patriotismus«; die Autorschaft hat er an einen Höpffner für 10 Thlr. verkauft. Als erste Schrift unter seinem Namen erschien: »Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes« 1806.

Doch mehr wie die schriftstellerische Thätigkeit Jahns zieht uns sein Leben in der jetzt folgenden unglücklichen Zeit Deutschlands an, der Zeit, da alle Säulen brachen.

Jahns Wunsch, sich in Jena oder Göttingen als Professor niederzulassen, ging nicht in Erfüllung. Er privatisirte und reiste umher, namentlich kam er schon seit 1796 oft nach Jena. Auf einer dieser Reisen, er war bei einem Freunde in Goslar eingekehrt, erfuhr er durch dessen Vater, der mit einem hohen Staatsbeamten in Verbindung stand, daß der Krieg unvermeidlich sei. Sein Franzosenhaß ließ ihm da nicht länger Ruhe; er machte sich auf und davon, um in der Nähe des preußischen Heeres zu sein, am liebsten dort Dienste zu nehmen. Eine französische Grammatik und ein seidenes Halstuch mußten die Reisekosten bezahlt machen, und so kam er nach drei fürchterlichen Sturm- und Regentagen über den Harz nach Nordhausen. Da wurde das Wetter wieder klar. In Frankenhausen hörte er vom Schlachtberge (aus Thomas Münzers Bauernkrieg bekannt) Kanonenschüsse in der Ferne und begegnete bald der fliehenden Fürstin von Rudolstadt. Die Dienerschaft erzählte vom Unglück bei Saalfeld und des Prinzen Louis Tod. »Zu ihm wollte ich«, erzählte Jahn; »er war edel und frei von Ahnenstolz, schätzte Verdienst, wo er es fand, bei Großen eine seltene Tugend, und sein Sekretär war mein Universitätsfreund.« Jetzt beabsichtigte Jahn direct ins Hauptquartier zu gehn und seine Dienste anzubieten, aber — man griff ihn als französischen Spion auf, und hielt ihn einige Tage gefangen; endlich nach einigen Verhören kam er los und marschirte nun sofort weiter nach Jena. Es war gerade der Schlachttag. Er sah noch die letzten Kämpfe des linken Flügels — die gänzliche Niederlage des Heeres und wurde nun ohne Halt mit in die regellose Flucht getrieben. Mit vielen Regimentern kam er in der Nacht in Magdeburg an. Er wollte die theilweise ganz, theils halb, theils gar nicht bewehrten Mannschaften, die ohne

Offizier waren, führen. Auch wollte er, sie sollten die Brücke über die Unstrut in Brand stecken und den nachrückenden Franzosen den Weg versperren, nichts gelang ihm, er mußte die weitere Flucht mitmachen. Nach vielfachen Abenteuern, die nicht erquicklich und nur immer wieder eine Bestätigung dafür sind, daß alles Unglück Schuld der Führer war, kam Jahn endlich nach Lübeck. Er sagt: »Die Preußen haben in Lübeck gestritten wie Numantiner, aber Schurkerei eines Offiziers am Burgthor — und überhaupt die Unvorsichtigkeit der Anführer machten Alles zu Schanden. Gleich nach dem Einzuge in Lübeck fragte der General Zweifel den General-Lieutenant Blücher: Wann ehe befehlen Sie, daß morgen die Parade aufziehen soll?« Doch genug, wenn wir noch hören, daß Jahn erzählt: »Die erste Nacht habe ich unter Todten mich verborgen, die zweite schlich ich mich aufs dänische Gebiet und erlebte Dinge, die mir eine Vorstellung von Attila gaben«, so haben wir wahrlich des Schrecklichen genug.

Nach dem Tilsiter Frieden lebte Jahn zu Hause. Doch war Wandern und Reisen noch immer seine Lust, sein Gruß damals »Glück auf!« Er will, während die »Schill'sche« Geschichte spielte, auf einer »Geschäftsreise« gewesen sein. Am 6. Mai erfuhr er in Kassel diese Sache, und freute sich nicht wenig, als er unter der Bekanntmachung, die 10,000 Franken für Schills Kopf bot, den Vers fand:

Mit Geld wiegt man Schills Kopf nicht auf,
Drum lasset ab von diesem Kauf.
Zehntausend Franken sind zu wenig,
Denn Schill bleibt aller Herzen König.

Jahn jagte nun mit Sturmeseile dem Schauplatze der Schillschen Thaten zu. Im Elternhause blieb er nur eine Nacht, wechselte Wäsche und nahm einen Eierkuchen, den ihm die Frau Mama gebacken, auf die Weiterreise mit nach Dömitz — aber Schill war umstellt. Er sagt von ihm, daß er

zu den Menschen gehöre, die nur, wie der Schlehdorn, bei Sturm und Ungewitter ihre Blüthen treiben.

Jahns Reisen fiel nicht auf, weil er überall Bekannte hatte; die Triebfeder all seines Handelns war Haß gegen Napoleon und Lust an Abenteuern. Sein Hauptabenteuer war das Begleiten eines vornehmen Engländers, der wichtige Depeschen zu besorgen hatte. Nur Jahns Schlauheit, Kenntniß der Wege und Stege und fast aller Menschen, seine Gemüthlichkeit, die ihm die Herzen aller, namentlich der Kinder bald gewann, brachten dies gewagte Unternehmen zu einem glücklichen Ende.

Im Jahre 1809 finden wir Jahn beim Einzuge des geliebten Königspaares in Berlin. Mit diesem Einzuge zog auch in manches preußisch deutsche Herz neue Hoffnung, und der gesunkene Muth belebte sich wieder. Viele hervorragende Geister jener Zeit waren dort versammelt; bei ihnen allen bildete sich in dieser gesunkenen Zeit die Vorstellung von der Nothwendigkeit einer Nationalerziehung zur Hebung der Volkssittlichkeit und Volkskraft. Fürstliche Personen und Staatsmänner faßten sie auf und die Pestalozzische Methode diente dabei allgemein zum nächsten Anhalt. Der Freiherr v. Stein hatte sie schon 1804 skizzirt und kam im März 1810 in einer Denkschrift auf die Leitung der Erziehung zu sprechen. Sehr merkwürdig ist auch das Auftreten mancher Pädagogen um diese Zeit, welche den empfangenen Anregungen nach verschiedenen Seiten hin Bahn und Richtung gaben. Jahn, Harnisch, Friesen u. A. waren solche politisirende Pädagogen. Der Ursprung des Turnens fällt in diese Zeit, ins Jahr 1811. Es war der Schmerz über die Demüthigung Deutschlands und insbesondere Preußens, der Jahn den Entschluß fassen ließ, die Wiederherstellung des Volksgeistes durch die Entwickelung der physischen und moralischen Volkskraft zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Er war 1810 als Hilfslehrer am Kölnischen Gymnasium und 1811 am (Pestalozzisch-)

Plahmannschen Institut angestellt. Da hatte er Jugend um sich — sie führte er hinaus in die Hasenheide — den ersten Turnplatz — spielte mit den Jungen Krieg, lief mit ihnen, so fing das Turnen an. Und sind wir nun schon einmal dabei, so thun wir wohl, den lieben Mann selbst in seiner Vorrede zu seinem 1816 erschienenen »Turnbuche« zu hören. Er sagt:

„Wie so viele Dinge in der Welt hat auch die deutsche Turnkunst einen kleinen unmerklichen Anfang gehabt. Ich wanderte gegen Ende des Jahres 1809 nach Berlin, um den Einzug des Königs zu sehen. Bei dieser Feier ging mir ein Hoffnungsstern auf, und nach langen Irrjahren und Irrfahrten wurde ich hier heimisch. Liebe zum Vaterlande und eigene Neigung machten mich wieder zum Jugendlehrer, was ich schon so oft gewesen. Zugleich ließ ich mein „Deutsches Volksthum“ drucken.

In schöner Frühlingszeit des Jahres 1810 gingen an den schulfreien Nachmittagen der Mittwochen und Sonnabende erst einige Schüler mit mir in Feld und Wald und dann immer mehr und mehr. Die Zahl wuchs, und es wurden Jugendspiele und einfache Uebungen vorgenommen. So ging es fort bis zu den Hundstagen, wo eine Unzahl von Knaben zusammenkam, die sich aber bald nachher verlief. Doch sonderte sich ein Kern aus, der auch im Winter als Stamm zusammenhielt, und mit dem dann im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz in der Hasenheide eröffnet wurde.

Jetzt wurden im Freien öffentlich und vor Jedermanns Augen von Knaben und Jünglingen mancherlei Leibesübungen unter dem Namen Turnkunst in Gesellschaft getrieben. Damals kamen die Benennungen Turnkunst, turnen, Turnplatz und ähnliche mit einander zugleich auf.

Das gab nun bald ein gewaltig Gelaufe, Geschwatz und Geschreibe. Selbst durch französische Tageblätter mußte die Sache Gassen laufen. Aber auch hier zu Lande hieß es Anfangs: „Eine neue Narrheit, die alte Deutschheit wieder aufbringen wollen.“ Dabei blieb es nicht. Vorurtheile wie Sand am Meer wurden von Zeit zu Zeit ruchbar. Sie haben bekanntlich niemals vernünftigen Grund, mithin wäre es lächerlich gewesen, da mit Worten zu widerlegen, wo das Werk deutlicher sprach. Im Winter wurde nachgelesen, was über die Turnkunst habhabt zu werden.

Dankbar denken wir noch an unsere Vorarbeiter Vieths und Gutsmuths (Schnepfenthal!). Die Größeren und Herangereifteren, vom Turnwesen besonders Ergriffenen, unter denen auch mein jetziger Gehülfe und Mitlehrer Ernst Eiselen war, übten sich dabei recht tüchtig und konnten im nächsten Sommer als Vorturner auftreten.

Im Sommer 1812 wurden zugleich mit dem Turnplatz die Turnübungen erweitert. Sie gestalteten sich von Turntag zu Turntag vielfacher, und wurden unter freudigem Tummeln im jugendlichen Wettstreben auf geselligem Wege gemeinschaftlich ausgebildet. Es ist nicht mehr auszumitteln, wer dies und wer das zuerst entdeckt, erfunden, ersonnen, versucht, erprobt und vorgemacht. Von Anfang an zeugte die Turnkunst einen großen Gemeingeist und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstverleugnung. Alle und jede Erweiterung und Entdeckung galt gleich als Gemeingut. So ist es noch. Kunstneid, das lächerliche Laster der Selbstsucht, des Elendes und der Verzweiflung kann keinen Turner behaften.

Nach Beendigung des Sommerturnens von 1812 bildete sich zur wissenschaftlichen Erforschung und kunstrechten Begründung des Turnwesens aus den Turnfertigsten und Allgemeingebildetsten eine Art Turnkünstler-Verein. Er bestand jenen ganzen Winter hindurch, in dem die Franzosen auf der Flucht von Moskau erfroren. In diesen Zusammenkünften verwaltete das Ordneramt auf meinen Wunsch und Willen Friedrich Friesen aus Magdeburg, der sich besonders auf Bauwesen, Naturkunde, schöne Künste und Erziehungslehre gelegt hatte, bei Fichte ein fleißiger Zuhörer gewesen (Reden an die deutsche Nation!) und bei Hagen in der altdeutschen Sprache; vor allem aber wußte, was dem Vaterlande Noth that. Damals stand er bei der Lehr- und Erziehungsanstalt des Dr. Plahmanu, die, obwohl wenig beachtet, dem Vaterlande vortreffliche Lehrer ausgebildet.

Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein riesiger Reiter in allen Sätteln gerecht; ein

Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war es nicht beschieden ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er bei düstrer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide —: Aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen.

Beim Aufrufe des Königs den 3. Februar 1813 zogen alle wehrhaften Turner ins Feld, und die Sache stand augenblicklich wie verwaiset. Doch gelang es, meinen ältesten Schüler Eiselen zu überreden, daß er während des Krieges das Turnwesen an meiner Statt fortführen wollte.

Am Ende des Heumonds 1814 kam ich wieder zurück nach Berlin und nun wurde den Spätsommer und Vorwinter sehr ernstlich an der Verbesserung des Turnplatzes gearbeitet. Noch im Herbst bekam er einen 60 Fuß hohen Kletterthurm, nützlich und nothwendig zum Steigen, unentbehrlich aber im flachen Lande zur Uebung des Auges für die Fernsicht. Im Winter wurden wieder Berathungen über die Sache angestellt. Bei Napoleons Ausbruch und Wiederkunft zogen alle wehrhaften Turner wieder ins Feld. Im Herbste und Vorwinter 1815 wurde das Turnwesen noch einmal ein Gegenstand gesellschaftlicher Untersuchungen. Nachdem die Sache in einem Turnrathe reiflich erwogen und durchgeprüft, Meinungen verglichen, Erfahrungen vernommen und Urtheile berichtigt worden — begann man aus allen frühern und spätern Ausarbeitungen und einzelnen Bruchstücken und Beiträgen ein Ganzes zu machen, was denn zuletzt durch meine Feder gegangen.

Wenn auch zuerst nur Einer als Bauherr den Plan entworfen, so haben doch Meister, Gesellen, Lehrlinge und Handlanger treu und redlich gearbeitet und das Ihrige mit Blick und Schick beigetragen. Das ist nicht ins Einzelne zu verzetteln. Auch soll man nicht unheiliger Weise Lebende ins Gesicht loben. So ist die kurze Geschichte, wie Werk, Wort und Buch entstanden."

Als im Jahre 1813 Theodor Körner sang:

„Erhebe dich, Jugend; der Tiger bräut!
Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit!
Erwache, du Volk, das geschlafen!"

da ging auch Jahn; er war Mitgründer und Mitstifter der schwarzen Lützower; er war der »erste deutsche Freiwillige«.

Mit dieser Schaar zog Jahn nun, nachdem er noch einige Zündraketen fliegen gelassen, ich meine Aufrufe in kerniger, deutscher Sprache, die die deutsche Jugend entflammten, von Ort zu Ort, von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Körner und Schenkendorf stand er nahe, manches Lied mag er angeregt und manches verbreitet, manches wohl auch selbst gemacht haben. Seine Waffengefährten sagten schlechtweg: durch Lieder habe Jahn damals viel auf das »junge Deutschland« gewirkt. Zelter hatte für ihn Arndts »Was ist des Deutschen Vaterland« componirt, und es wäre zu wünschen, sagt er, »daß im Liederbuche neben der jetzt üblichen Reichardtschen Melodie auch die ältere von Zelter beibehalten werde. Schon der Geschichte wegen, und weil das Lied in den Kriegsjahren so gesungen wurde.« Im Felde brachte Jahn auch zuerst wieder die nach seiner Angabe seit dem dreißigjährigen Kriege vergessenen deutschen Farben wieder auf. Laut nach germanischer Weise begrüßten er und die Lützower die anbrechende Schlacht.

Im Jahre 1814 war unser Jahn auch bei der Frankfurter Generalkommission der deutschen Bewaffnungsangelegenheiten, nachdem er zuvor eine Feld- und Lagerkrankheit überstanden hatte. Wie überall, so war Jahns Thätigkeit auch bei dieser Kommission, der Blücher und Schwarzenberg vorstanden, nicht eine gewöhnliche, sondern rastlos thätige. Nach dieser eben erwähnten Krankheit schrieb Jahn seine »Runenblätter«. Sie erschienen 1814 bei Eichenberg zu Frankfurt a. M. Diese Schrift, mit ihrer publicistischen und diplomatischen Bedeutung, erfreute sich damals der Gunst der hohen und höchsten Behörden. Jahn theilte sie selbst Hardenberg und andern preußischen Staatsmännern mit, als die verbündeten Fürsten noch in Paris waren. Man wird sich daher nicht wenig wundern, wenn es späterhin nöthig wurde, die Unverfänglichkeit dieser Schrift darzuthun. Die Tendenz des Buches ist Deutschlands Einheit, schon ungleich bestimmter gefaßt als im

»Deutschen Volksthum«. Deutschland, Europa's Mittelland, sei nie so eins gewesen, als seine Freunde zu allen Zeiten gewünscht hätten. Hermann sei durch die Sonderfürsten gefallen, als er die »Walte« Germaniens erstrebt habe, und nur die Barden hätten seinen Opfertod in Liedern verherrlicht. In der Einheit sieht Jahn allein die Gewähr für eine kräftige und gesetzliche Regierung. Er denkt ohne Zweifel an ein bestimmtes Oberhaupt, das die »Walte«, wie er es nennt, in Händen haben und die »Schalte«, die Willkühr brechen soll, welche das Vaterland zu einer immer wieder aufgefrischten Blutbühne mache.

Seit dem 1. August 1814 war Jahn wieder in Berlin. Ende August bekam er seinen Abschied und am 30. verheirathete er sich und wohnte in der Klosterstraße. Der Staat gab ihm eine Art Ehrengehalt als Wartegeld. Geturnt wurde, wie aus der Vorrede zu seinem Turnbuche ersichtlich, recht tüchtig. Verschiedene Fürsten, der alte Blücher und andere besuchten Jahn und den Turnplatz häufig. Minister v. Schuckmann, Finanzminister v. Bülow und der Staatskanzler Fürst v. Hardenberg förderten das Turnen.

Nachdem das französische Joch zerbrochen worden war, dachten Viele daran, welche staatliche Gestaltung dem freien Deutschland nun zu geben sei? Und als einige die alten kurfürstlichen Würden ꝛc. wieder vorbrachten, doch das Ausfindigmachen und die Benennung schwierig wurden, schlug Jahn z. B. für Baden vor, »des heil. röm. Reichs Erzschröpfer und Bader!« Doch in Bezug der deutschen Einheit äußerte er: wenn er etwas dazu thun könne, und wenn Deutschland Ein Staat sei, so wolle er sich gern lebendig rädern lassen.

An dem Feldzuge 1815 nahm Jahn persönlich nicht Theil: er blieb ruhig in Berlin, nur daß er in der zweiten Hälfte des Sommers einst auf Veranstaltung des Fürsten v. Hardenberg nach Paris als Courier geschickt wurde, wo er dann einige Wochen verweilte. In dieser Zeit besuchte er Wellington,

dem er gerade nicht sehr höflich seine Meinung sagte; auch war er sehr thätig bei der Zertrümmerung einiger gestohlenen Siegestriumphe Napoleons. Auf seiner Rückreise schrieb er in das Stammbuch der Wartburg inhaltschwere, gewichtige Worte, die er schließt:

„Deutschland ohne Wendischland, Deutschland über Welschland!
Der wär' ein Narr, der schiffen wollt',
Obschon das Schiff wär' voller Gold,
Sollt aber gehn zu Stücken:
Also deutsch Herz und welsches Maul,
Ein starkes Roß, ein lahmer Gaul
Zusammen sich nicht schicken.

Friedrich Ludwig Jahn, auf der Rückkehr von Paris nach Berlin, den 24. October 1815."

In den folgenden Jahren war Jahn recht thätig; er war Mit- und Hauptgründer der Gesellschaft für »Deutsche Sprachforschung« und schrieb sein Turnbuch. Im Jahre 1817 am 17. Januar begann er im Gropiusschen Saale Privatvorlesungen, bei denen er sein deutsches Volksthum zu Grunde legte. Sie waren scharf; griffen die Diplomaten, die das mit dem Schwerte Errungene mit der Feder wieder verscherzten, an, und machten bald großes Aufsehen. Die »Deutschheit« war ihr vornehmstes Element. Einundzwanzig Vorlesungen hatte er angekündigt, und obgleich Viele meinten, ja wetteten, er werde sie nicht zu Ende führen, so brachte er sie trotz aller Anfeindungen am Gründonnerstage doch zum Schluß. In der letzten Vorlesung sagte er u. A.: »Er habe ein heilig Gelübde gethan, zeitlebens zu eifern für kindliche Einfalt, frommen Glauben, ehrwürdige Sitte, löblichen Brauch, anständige Tracht, heilige Muttersprache, alte deutsche Zucht, für freies Wort und Werk, öffentliches Leben, Rede und Redlichkeit, Ehrlichkeit und Wahrlichkeit, für Recht und Wahrheit, Verfassung und Reich.« An demselben Abende brachte man ihm »Lebehochs« und sang ihm: »Ein feste Burg ist unser Gott.«

Wie hoch Jahn von seinen Zeitgenossen geehrt wurde, beweisen die ihm gleichzeitig von zwei Universitäten, Jena und Kiel, übersendeten Doktordiplome.

Allbekannt ist es, wie bald von »oben« das, was das deutsche Volk gethan, vergessen wurde; wie die Leiter des Volkes mit dem Guten, das sie gestiftet, wie die Sänger des Volkes in den Liedern, die sie gesungen, verdächtig erschienen, wie überall das von Metternich ausgeheckte System der Volksbedrückung Eingang fand. Da konnten denn auch das Turnen und der Turnvater nicht ohne Anfechtung bleiben; das Turnen, das den Körper stählte und den Geist frei machte; der Turnvater, der unablässig sein »Deutschthum« im Munde führte. Alles suchte man hervor, um Turnen und Turnvater unschädlich zu machen. Da mußte die »unanständige« Turnkleidung, das Singen der Lieder (z. B. »Ich hab mein Sach auf Nichts ꝛc.«), der Vorwurf, daß Jahn heimlich die Jugend gegen Eltern, Lehrer und Vaterland aufhetze, vorhalten. Das Turnen wurde verboten; der alte Jahn, als er im Begriff war als Professor der Geschichte nach Greifswald zu gehen, in der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1819 verhaftet, am 14. wurde er nach Spandau, später nach Küstrin »abgeliefert«. In Küstrin war es, wo er eine Zeitlang Ketten trug. Gerade damals war es auch, wo seine Familie von Krankheit heimgesucht wurde und zwei seiner Kinder kurz nacheinander starben. Ein paar tröstende Briefe, die er um diese Zeit an seine Frau aus dem Kerker schrieb, gelangten in die Oeffentlichkeit.

Bei den Untersuchungen zeigte es sich, daß man wenigstens in Bezug auf Jahn nichts Gewisses über die demagogischen Umtriebe anzugeben wußte.

Ein gewisser Janke war der Hauptankläger Jahns. Nachdem man nun alle Papiere Jahns durchforscht, aber nichts Verdächtiges gefunden, Jahns Vertheidiger, der Justizkommissar Schulz, schon eine Untersuchung Jankes als falschen Denunzianten und Jahns Freilassung beantragte, darüber aber einige

Monate hingegangen waren, da wurde endlich Jahns Behandlung etwas milder. Man fing an sich zu überzeugen, daß man ihn für gefährlicher gehalten, als er war. Unterm 15. Februar 1820 reichte der Kammergerichtsrath E. T. A. Hofmann ein amtliches Gutachten über die Jahnsche Untersuchung ein, in dem er schließlich den schön begründeten Antrag stellte, Jahn sofort aus der Untersuchungshaft zu entlassen, da ihn in keinem Falle eine Strafe treffen könne, die seine Untersuchungshaft rechtlich begründe. Die Folge davon war jedoch noch keineswegs eine Loslassung Jahns, sondern er wurde im Sommer 1820 nach Kolberg geführt, wo er, bis das Urtheil vom Oberlandsgericht zu Breslau gefällt sein würde, bleiben sollte. So sah man denn im Jahre 1820 in Kolberg, der treuen Stadt, die der alte Nettelbeck so treu hatte vertheidigen helfen, einen Mann einherschreiten, der auffallend genug war; es war der alte Jahn. Seine Frau (Helene geb. Roloff) kam ihm mit dem Kinde bald nach und der Demagoge Jahn war bald ein Liebling in gesellschaftlichen Kreisen Kolbergs; namentlich war er in der Familie des Kaufmanns Ludwig Hentsch, dessen zweite Tochter Jahn später ehelichte, ein gern gesehener Gast. (Jahns Sohn ist nie was Rechtes geworden, er ging später nach Amerika und ist dort verschollen.)

Bis zum Mai 1825 blieb Jahn in Kolberg; da wurde ihm auf Befehl des Königs eröffnet, daß ihm weder in der Stadt Berlin noch deren zehnmeiligem Umkreise, noch sonst in irgend einer Universitäts- oder Gymnasialstadt der Aufenthalt gestattet sei; sonst könne er, unter polizeilicher Aufsicht, wohnen, wo er wolle, und wolle ihm des Königs Majestät die Pension von 1000 Thalern in Gnaden weitergewähren. Jahn wählte Freiburg an d. U., wohin ihm auch seine Mutter, die so lange in Berlin gelebt hatte, folgte. Im Jahre 1828 erschienen Jahns »Neue Runenblätter« und 1835 die »Denkweise eines Deutschen.«

In Freiburg ließ man ihn jedoch noch nicht, er wurde nach Kölln da verwiesen, wo er 7 Jahre verweilen mußte. Lassen wir jede Bemerkung über Jahns Gefangenschaft, er hat das Wort Göthe's an sich gefühlt:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
An seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Erst mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm IV. 1840 wurde Jahn der Aufenthalt in der ganzen Monarchie gestattet, zugleich ihm als Kämpfer von 1813—15 das eiserne Kreuz ertheilt.

Einfach und ruhig lebte nun der alte Jahn in seinem Hause; als dieses ihm 1838 abbrannte, wurden öffentliche Sammlungen für ihn veranstaltet, so daß er es wieder aufbauen konnte. Er selbst erließ 1844 nochmals einen Aufruf, für ihn zu sammeln.

Im Jahre 1848 war er Abgeordneter in der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt. Was er auch sprach, alles bezog sich auf Deutschlands Einheit. Denn:

„Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, war das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Mannskraft und ist jetzt der Abendstern, der mich zur ewigen Ruhe geleitet."

Doch über die Erfüllung seines Lebensideals hegte er noch manche Zweifel, denn er schrieb selbst:

„Wir in der Paulskirche sind doch arme Tröpfe, und soviel wir auch von der Bühne hin und her, für und wider reden, wir finden nimmer den Spruch, um die Bruchtheile zu besprechen, daß sie sich aneinanderfügen.
(Unterschrift:) Einer der Glücklichen, die zwar Deutschlands Irrwesen mit verantworten müssen, doch, Gott sei Dank, nicht verschulden."

So ist der alte Jahn der treue Eckart der Deutschen geblieben, der Fels, den der Epheu umgrünt. Es wird das Andenken dieses anregenden Mannes bleiben, so lange noch ein

deutſcher Turner in grauer Leinwand zieht, ſo lange er ein deutſches Lied ſingt, ſo lange ſein »Gut Heil!« aus friſcher Kehle muthig erklingt.

Am 15. October 1852 ging er ein zur Walhalla. 74 Jahre hat er hier gepilgert.

„Fort, fort mein Geiſt, zum Jubiliren!
Umgürte dich zum Triumphiren!
Auf, auf, es kommt das Ruhejahr!“

Der Altvordern Trinkſprüche.

Von Fr. L. Jahn.

Die Alten hielten frohen Sang
Nebſt frommem Sang in Ehren;
Sie mochten gern mit hellem Klang
Die Wunſchesbecher leeren.

Ihr erſtes „Gut Heil!“ ſcholl allzeit
Dem deutſchen Vaterlande.
Es grün und blüh in Ewigkeit
Im heilgen Reichsverbande.

Der zweite Spruch, der andre Trunk
Galt Treue, Huld und Frieden;
Auf gute Zeit, Sitt', Ehr' ohn' Prunk
Was unſerm Thum beſchieden.

Der Braga Becher ward geleert
Dem heimgefahrnen Helden,
Von deren Landwehr wohlbewehrt
Noch Lieder Wunder melden.

Nun trinken wir der Minne Sold
Was liebt und leibt und lebet.
Den Feinden Grimm, den Freunden hold
Die Tugend hoch erhebet.

Im Winnfeld ſühnt einſt unſre Schmach
Hort Hermanns Blutvergießen;
Drum ſoll ihn noch beim Feſtgelag
Der letzte Hochklang grüßen!

Dr. Gustav Friedrich Dinter.

„Das Schulwesen ist ein Wagen, der auf vier Rädern fortrollt. Sie heißen: Bildung, Besoldung, Aufsicht, Freiheit. Zertrümmere man eins von diesen Rädern, so geht der ganze Wagen nicht von der Stelle.“ Dinter.

Das Lied vom alten Dinter.

(Mel. Jetzt schwenken wir den Hut ꝛc.)

Wir hatten wohl einmal
Einen tapfern General;
Im Kampf mit Dummheit und mit Wahn
Führt er uns stets die Siegesbahn,
Das war der alte Dinter.
Der Dinter!

Wie er so vor uns stand,
Den Stab in seiner Hand!
Die Kremp' auf's greise Haupt gedrückt
Und Rock und Rüstung ungeschmückt,
Gar wunderlich zu schauen,
Zu schauen!

Wenn er uns angeblickt,
Hat's uns durch's Mark gezückt.
Da riß er uns zu Ernst und Lust
Und haucht' uns Muth in unſ're Brust,
In Kämpfen auszudauern,
Zu dauern!

Sein Blut, das setzt' er ein,
Sein Gut, das gab er d'rein
Für's Heiligthum, wofür er stritt;
Und immer vorwärts ging sein Schritt;
Vorwärts! war sein Commando,
Commando!

Sein Wort, das war sein Schwert,
Womit er schlug und wehrt',
Das er gewichtig niederschwang,
Daß es durch starke Panzer drang
Und durch die dicksten Häute!
Ja, Häute!

Der Held, so stürmt' er ein,
Wir lustig hinterdrein,
Da wich die Dummheit, fiel der Wahn,
Da brach der lichte Morgen an,
Wir grüßten ihn mit Jubel,
Mit Jubel.

Nun ist der Alte todt,
Und neuer Kampf ist noth;
Denn unser Feind schaart starke Macht,
Verschanzt sich hinter Trug und Nacht,
Und sucht Succurs beim Teufel,
Beim Teufel!

Nun hilf du, lieber Gott!
Denn dringend ist die Noth;
Schon schleichen sich in uns're Reih'n,
Verrath und Feigheit tückisch ein,
Schon Mancher ging zum Feinde!
Zum Feinde!

Wohlan, wir stehn uns bei,
Dem todten Feldherrn treu;
Wird unser Hauf' allmählig klein,
Wir müssen desto tapfrer sein,
Wir hau'n uns durch zu Dinter,
Zu Dinter.

Fatscheck, Oberlehrer zu Königsberg i. Pr.

Das ist das Lied vom alten Dinter; der alte Dinter war aber auch einmal der junge Dinter, der kleine Dinter. Da war sein Vater noch der alte Dinter; das war ein heiterer und fröhlicher Mann, ein Gerichtsdirektor zu Borna in Sachsen. Ihm wurde dieser kleine Dinter am 29. Februar 1760

geboren. Der arme kleine Junge konnte nur alle vier Jahre seinen Geburtstag feiern, und hat ihn eigentlich in seinem Leben nur sechzehnmal feiern können; das eine Jahr 1800 ging ihm so noch durch mit diesem Tage.

Da hat er nun weniger Feiertage im Leben gehabt, als die meisten andern Menschen, deshalb behielt er auch soviel Zeit, so Außerordentliches zu wirken und zu schaffen. Ein seltener Geburtstag, ein seltener Mensch!

Von der Erziehung Dinters wissen wir, daß der Vater es wünschte, daß seine fünf Söhne einst befähigt sein möchten, so wie er das Leben von der heitern und Lichtseite aufzufassen, besonders ließ er keine Furchtsamkeit bei ihnen aufkommen; andererseits aber hielt er auf strengen Gehorsam, pünktliche Folgsamkeit. Die Mutter aber pflegte und bildete den Sinn ihrer Knaben für äußere Wohlanständigkeit und auch für die innere, für Religiosität.

Nach einem ziemlich mangelhaften Hauslehrerunterricht, wobei für Kopf und Herz wenig, und fast nur für das Gedächtniß gearbeitet wurde, kam Gustav 1773 auf die Landes- (Fürsten-) Schule in Grimma, die er 1779 verließ, worauf er die Universität zu Leipzig bezog. Jetzt, wird Mancher denken, ging das freie Burschenleben, das heitere, zu dem ihn ja der Vater erzogen, an; o nein, der Student Dinter lebte äußerst regelmäßig, besuchte fleißig seine Collegia und war nie im großen, lustigen Haufen zu finden. Vielmehr predigte er häufig, und ein besonderes Vergnügen machte ihm, dem zwanzigjährigen Jünglinge, schon damals die Beobachtung der Menschen; ihr Thun und Treiben, die Zwecke, die sie verfolgten, die Ursache ihrer guten, wie bösen Thaten zu studiren war seine Lieblingsbeschäftigung. Das Theater liebte er leidenschaftlich und sagt darüber:

„Für junge Theologen ist das Schauspiel sehr nützlich. Sie bekommen ein declamatorisches Gewissen. Sie sollen zwar auf der Kanzel nicht theatralisch agiren, aber sie bekommen ein Gefühl

für Wechsel der Stimme, für Stärke und Schwäche des Ausdruckes; sie nehmen eine gewisse Lebendigkeit der Darstellung an. Junge Theologen! Besucht das Theater fleißig, wenn es gut ist. Ihr seid da wahrlich besser aufgehoben als am Spieltische. Aber freilich die Stücke müsset ihr wählen!"

Daß er keine musikalische Ausbildung empfangen, beklagte er sehr.

„Ich entbehre ungern einen Genuß, der mir das Leben reicher an Freuden gemacht, und die, Gott sei Dank, wenigen trüben Tage, die ich erlebt, noch erheitert haben würde."

Sein Urtheil über Universitätsstudien lautete dahin:

„Es ist nicht nothwendig, daß dem Menschen Alles, was er wissen soll, in besonderen Lectionen vorgetragen werde. Reget nur die Lust und Kraft in ihm an, und zeigt ihm die Hülfsquellen; dann wird er durch sich selbst mehr werden, als alle Lectionen und Collegia aus ihm zu machen im Stande sind."

Nachdem Dinter in seinem pro ministerio abgelegten Examen zeigte, wie er seine Studentenzeit benutzt, wurde er Hauslehrer; wie er diese Zeit angewendet, und wie er will und möchte, daß alle jungen Theologen, die Hauslehrer werden, diese Zeit anwenden, darüber läßt er sich folgendermaßen vernehmen:

„Solche Stellungen sind nicht ohne Vortheil; der junge Mann entwöhnt sich des Studententones, lernt sich fügen, besonders auf dem Lande an das Volk anschmiegen, mit dem er es vielleicht künftig am meisten zu thun haben wird, beobachtet Pfarrer und Landadel und sammelt tausend Erfahrungen, die ihm einst vom größten Nutzen sein können und die man aus Büchern so nicht lernt. Nur muß er sich nicht einseitig an das hohe Haus hingeben und sich nicht an Bedürfnisse gewöhnen, die er in der Folge bei sparsamem Einkommen nicht befriedigen könnte, nicht einen hohen Ton annehmen, den einst seine Bauern nicht verstehen würden. Daher muß er die Stunden, die ihm das Hauslehreramt übrig läßt, dem Pfarrer, dem Schullehrer und dem Volke widmen."

So war Dinter, der Candidat. Im Jahre 1787 wurde er Pfarrer zu Kitzscher bei Borna, wo er theils durch seine

liebenswürdige Persönlichkeit, theils durch seinen echt praktischen Sinn viel Gutes wirkte. Fleiß und Berufstreue gingen ihm über alles. In den ersten zehn Jahren seiner Amtsführung koncipirte er fast alle seine Predigten wörtlich und lernte sie auch wörtlich; zum Ablesen der Predigt hat er sich nie erniedrigt. Als echter Praktikus probirte er zuweilen an seiner Magd, ob er sich auch recht verständlich fürs Volk ausgedrückt habe, indem er ihr einige zweifelhafte Stellen aus seinen Predigten vorlas. Sogenannten Orgel-Spektakel ließ er nie zu, und suchte überhaupt seine Bauern für das Feinere und Höhere allmählig heranzubilden. Da seine drei Schullehrer nicht mehr bildungsfähig waren, — ihres Alters wegen, was Dinter gleich einsah, — so unterrichtete er selbst mit. Sein Grundsatz war: »Was der Lernende selbst finden kann, das soll man ihm nicht geben.«[1] Er leitete den Schüler an zu finden, erleichterte ihm das Suchen, aber er gab nicht; er war ein echter Katechet. Freimüthigkeit und Offenheit in der Schule, Kraft im Leben, zeichnete manchen seiner Schüler aus. Obgleich die Privatseelsorge hier viel Zeit in Anspruch nahm, obgleich er bedeutend Kranke täglich ein Mal besuchte, so blieb Erziehen und Unterichten doch seine Hauptleidenschaft, seine Hauptthätigkeit; junge Seelen um ihn verjüngten ihn immer wieder. Er wollte bessere Lehrer haben, als die, die er täglich sah, deshalb legte er eine Anstalt zur Bildung junger Leute zu Schullehrern an. Nicht, um, wie heute so Viele es machen, »Geld zu schmieden«, sondern aus Menschenliebe, aus gutem Herzen für die Jugend, aus Liebe zum Unterrichten, aus herzlichem Wohlwollen für den Lehrerstand. Einer seiner Lieblingsschüler, der als pädagogischer Schriftsteller und Bildner von mehr als hundert Lehrern bekannte »Schulmeister Bauriegel« in Pulgar bei Leipzig, berichtet über diese Thätigkeit Dinters folgendermaßen:

---

[1] Ein gegebenes Wissen widerspricht dem Begriff des Erkennens. Rosenkranz, Göthe X. S. 414.

„Alle Zöglinge Dinters waren arm, oft sehr arm; Dinter nahm sie in sein Haus und in sein Institut auf, meist 4 bis 5, da ihm für mehr der Raum fehlte, und reichte ihnen Alles — Wohnung, Heizung, Kost, Unterricht, Bücher Kleidung, ja selbst Taschengeld. Nicht ein einziges Mal ließ er bei den vielfachen Geldausgaben einen Unwillen merken, im Gegentheil war er stets heiter, wenn er Geld zu Kleidungsstücken hergeben mußte. Endlich bekam jeder Zögling von Dinter noch zehn Thaler, damit er beim einstigen Eintritt in ein Amt die erforderlichen Ausgaben für Amtskleidung bestreiten könne. Ich selbst, der ich nur 1¼ Jahr bei Dinter war, erhielt zwanzig Thaler.“

Die tüchtige Bildung dieser von Dinter vorbereiteten jungen Leute machte gerechtes Aufsehen, man wurde aufmerksam auf ihn, und der Oberhofprediger Reinhard schlug Dinter zur Stelle des Direktors am Schullehrer-Seminar zu Friedrichsstadt bei Dresden vor. Im Jahre 1797 trat er dieses Amt an und verwaltete es bis 1807 treu und gewissenhaft. Er war ein Direktor, wie er sein muß, er ließ jeder Lehrkraft Gerechtigkeit widerfahren, er regierte nicht in die Schule hinein, griff nie ein, wenigstens nie unmittelbar, nie zwingend, nie befehlend. Er wollte ein Direktor, nicht Directus sein. Er sagt selbst:

„Präsidial-Despotismus ist ein chirurgisches Instrument, mit dem man den Enthusiasmus castrirt, um ihm alle Productionskraft zu nehmen.“ — „Tüchtige Männer in Freiheit unter Aufsicht, das sei Grundsatz.“ — „Ein Direktor darf kein Directus sein; Director directus wäre Contradictio in Adjecto. Lieber das minder Vollkommene, als das mit Widerwillen Geleistete! Das war mein Glaube. An ihren Früchten will ich sie erkennen! Setzet tüchtige Lehrer ein. Behaltet bei den Prüfungen das Ziel im Auge. Uebrigens Freiheit unter Verantwortlichkeit.“ —

In Betreff der Seminarbildung, des Zieles derselben, war es Dinters Grundsatz:

„Nicht die Menge der Kenntnisse macht den tüchtigen Lehrer, sondern die Klarheit, die Bestimmtheit des Wissens und die Gewandtheit im Vortrage.“

Gewiß ein richtiger Grundsatz, denn der gelehrteste Gelehrte kann, und ist es wohl in den meisten Fällen, ein schlechter

Schulmeister sein. Nie aber hat Dinter behauptet, daß wenige Kenntnisse gut wären, im Gegentheil, der Lehrer muß mehr wissen, als er lehren soll; er muß das Gebiet überschauen, desselben Herr sein. So z. B. führte Dinter seine Seminaristen auch auf das theologische Gebiet und machte sie mit Dingen bekannt, die nicht in die Schule gehören. Warum? »weil der künftige Lehrer seinem Pfarrer gegenüber nicht als ganz unwissend in solchen Dingen erscheinen muß.« Der Lehrer muß lernen, nicht nur was er in der Schule lehren soll, sondern was er in jedem Examen zu antworten hat; er darf seinem Bauer gegenüber nicht mit beschämtem Gesicht dastehn, und bekennen müssen, das kenn' ich, das weiß ich nicht. Im Rechnen führte Dinter seine Seminaristen bis zum Ausziehen der Kubikwurzel.

Auf die Bibelerklärung legte Dinter großen Werth.

„Die Glaubenslehre muß aus der Bibel geschöpft, nicht aber die Bibel nach der Norm bestimmter Formeln erklärt werden. Der Evangelische sieht die Bibel als Norm seines Glaubens an und setzt Nichts über sie."

Das war sein Grundsatz.

Im Umgange mit seinen Seminaristen war er ihnen ein Vater, im vollsten Sinne des Wortes. Ein Vater, zu dem sie mit Liebe und Vertrauen hinaufsahen. Ueber die Art ihrer Behandlung war er sich klar bewußt, es war nicht etwa nur angeborne Gutmüthigkeit. Er sagt:

„Der Seminarist ist nicht mehr Knabe, sondern Jüngling, der nach wenig Jahren selbst Lehrer sein soll. Daher muß er auch durch andere Mittel gebildet und erzogen werden. Diese sind Freiheit, Arbeit, Liebe und Religiosität."

In Betreff der Schulprüfungen war er der Ansicht, daß das öffentliche Examen den Zweck habe, die Schule dem Publikum zu empfehlen; sie muß sich daher bei dieser Gelegenheit demselben im Sonntagskleide zeigen. Daher deckte Dinter bei dem öffentlichen Examen nie eine Schwäche der Schule

auf, er that dies auch später als Schulrath nicht. Nur bei den Privatrevisionen tadelte er.

Gewiß thut man nicht Unrecht, wenn man diesem Dinter keinen kleinen Theil haben läßt an der Strebsamkeit und Regsamkeit der sächsischen Volksschullehrer, von der Diesterweg sagt:

„Aus der sächsischen Schulzeitung lernt man die Thätigkeit der Mitglieder des sächsischen Pestalozzi-Vereins kennen, mit welcher Umsicht sie verfahren, was für Erfolge sie erzielen, welche Mittel sie herbeischaffen: durch ihre Zeitung selbst, durch Pestalozzi-Kalender und andere Schriften, durch Concerte, Ausstellungen, Lotterien und andere Mittel und Wege, deren Wahl die Achtung vor dem königlich sächsischen Lehrerstande nur zu erhöhen vermag. Nehmet ein Exempel daran!“ —

Nach einer bedeutenden Krankheit fand er es gerathen, 1807 wieder eine Landpredigerstelle und zwar zu Görnitz bei Borna anzunehmen. Seine Lehrfreudigkeit, sein Lehrtalent ließ ihn nicht ruhen, es drängte ihn, wieder eine Bildungsanstalt, eine Art Progymnasium anzulegen. Dazu wirkte er nun auch als Schriftsteller mit großem Geschick und vielem Erfolge. Alle seine Werke beurkunden den hellsehenden, praktischen Volkslehrer; sie sind insgesammt zu Neustadt a. d. Orla (bei Wagener) erschienen, zum großen Theil ohne seinen Namen, und umfassen meist Gegenstände der Unterrichtskunst, des theoretischen und praktischen Schulwesens und der Volksbildung überhaupt. Es ist hier wohl die Stelle, einige seiner Schriften anzuführen. Er begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit dem: »Erklärenden und ergänzenden Auszuge aus dem Dresdener Katechismus« (1800) und dem »Katechismus mit beigefügten Sprucherklärungen« (1801), beide auch unter dem Titel »Glaubens- und Sittenlehre des Christenthums.« Im Jahre 1803—5 erschien:

»**Handbuch für Schul- und Hauslehrer**, oder diejenigen, die es werden wollen. Auch unter dem Titel: Kleine Reden an künftige Volksschullehrer vorzüglich zur Be-

förderung der Weisheit in Lehre und Leben. Ein Erbauungsbuch für nicht ganz ungebildete Schullehrer.«

„Eine von den vielen ausgezeichneten Schriften Dinters, voll Begeisterung für die ihm heilige Sache der Erziehung und des Unterrichts. — Anweisung zur Lebensweisheit und Erbauungsbuch zugleich. Eines Mehrern bedarf es für den nicht, der Dintern kennt.“

Im Jahre 1806 erschien:

»Die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit.«

„„Durchweg klar, bestimmt, alles Wesentliche enthaltend, praktisch. Vorzüglich zum Leitfaden beim Unterricht der Seminaristen geeignet, aber auch zur Selbstbelehrung zu empfehlen. Diese Schriften verdienen Lieblingsschriften zu werden. Wenn trockene, trübe Stunden kommen, so restauriren sie, und man geht mit neuem Muthe unter die Kinderschaar in den knospenden, blühenden Frühlingsgarten.““

»Anweisung zum Gebrauche der Bibel in Volksschulen.«

»Malwina, ein Buch für Mütter.«

»Unterredungen über den lutherischen Katechismus«, zuerst die beiden ersten, dann die vier letzten Hauptstücke.

»Rechnungsaufgaben.«

»Religionsgeschichte.«

»Schulgebete zu allen Jahreszeiten.«

»Gedächtnißübungen.« u. s. w. u. s. w.

Seine Hauptarbeit, die zwar vielfache Anfeindungen erfahren hat, ist seine »Schullehrerbibel«, von der Palmer jedoch sagt:

„Daß sie eine Gesinnung verräth, die Viele nicht gegen die Schrift gehegt hätten. Und daß man billig zweifeln müßte, ob die Lehrer, welche die Bibel nach Dinter auslegen, eine bessere Auslegung gegeben haben würden, wenn Dinter nicht in ihre Hände gelegt worden wäre.“

Dinters »Bibel als Erbauungsbuch« ist nicht von ihm vollendet, sondern von Brockmann und Fischer fortgesetzt. Aus ihr erlaube ich mir einige Stellen zu citiren:

Jeremias Cap. 10.

„Jugendlehrer, wenn dein Eintritt in die Schule der Kinder Herzen erfreut, dann freuen sich einst Gottes Engel, trittst du einst in ihren Kreis.“

„Auch trockenes Brot, wird dir kein anderes einst zu Theil, schmeckt köstlich, wenn dabei das Herz im Frieden Gottes schlägt.“

„Achtet die Einfalt dein Wirken gering, der Weise schätzt es hoch; spottet deiner die Thorheit, der Verständige ehrt dich; streuet die Bosheit dir Dornen auf den Weg, Liebe und Dankbarkeit streuet dir Blumen; sammelst du nicht Schätze für die Erde, du sammelst sie doch für den Himmel; ziert einst dein Grab kein prächtiges Denkmal, Thränen des Dankes und der Wehmuth netzen es; stirbt auch mit dem Letzten, dem du Lehrer warst, dein Gedächtniß hin, ewig lebt der Segen deiner Lehren. Möchtest du nicht Jugendlehrer werden? — Werde es im Namen des Herrn! Einen heiligern Beruf kannst du nicht wählen, kann dir Gott nicht anvertrauen. Der edelste Mensch, der je auf Erden lebte, Jesus Christus, der Welt Heiland, war Lehrer.“

1 Thessalonicher 2.

„Wie darf ein christlicher Lehrer nicht sein? Erstens, nicht in irriger Meinung befangen. Der Eine kommt aus dieser Schule, der Andere aus jener; der Eine aus einem altgläubigen Seminar, der Andere aus einem neugläubigen; und Beide breiten nun mit großer Keckheit die Weisheit ihrer Lehrer aus und sprechen, wie sie abgerichtet sind. Mit dem Stempel, mit welchem sie gezeichnet sind, wollen sie auch Andere zeichnen. Kinder, ihr taugt noch nicht zu Lehrern. Eure Führer haben sich vor euch wichtig gemacht; ihr glaubt ihnen nachbeten zu müssen; ihr irrt unbedenklich mit ihnen. Wer blos gelernt hat, was ein Anderer denkt, ist ein blinder Führer. Die eigene Ueberzeugung, nach eigenem Forschen macht den Mann. Du kannst auch in dieser irren; aber die eigene Ueberzeugung berichtigt sich bei längerem Nachdenken; da hingegen der Nachbeter immer auf denselben Buchstaben schwört. Es graut mir vor jungen Männern, die beim Antritt eines Lehramtes merken lassen, daß ihr System auf immer abgeschlossen sei. Ihr größter Irrthum ist der Wahn, als ob sie nicht irren könnten. — Zweitens soll ein christlicher Lehrer von keinen unlautern Absichten geleitet werden. Ehrsucht ꝛc. um Gönnerschaft betteln und kriechen, den Mantel nach dem Winde hängen; lehren, wie es die großen Herren gerne sehen, heucheln und sein ganzes Wesen zu einer Lüge machen. — Eigennutz. Es giebt ganz gemeine Menschen, die nie den Segen ihres Amtes, sondern nur die

Einkünfte desselben berechnen. Von diesen kein Wort, sie sind dessen nicht werth. Aber es giebt auch einen frommen Eigennutz, d. h. eine Bereitwilligkeit im Dienste Christi Arbeit und Mühe, Entbehrung und Schmach zu ertragen in der Hoffnung, der Herr werde in einer andern Welt Alles vielfach ersetzen. Wie die Jünger des Herrn zur Zeit ihrer Schwachheit fragten: Wir haben Alles verlassen um Deinetwillen, was wird uns dafür? so vergessen auch manche unserer sogenannten Frommen kein Opfer, welches sie nach ihrer Meinung der Sache des Evangeliums gebracht haben; und da sie von der Welt keinen Lohn begehren, hier Alles zu schlecht für sie zu sein scheint, so erwarten sie von einer herrlicheren Welt den Preis ihrer Verdienste und hoffen unter den Seligen die ersten Stellen einzunehmen. Ob das nicht auch Eigennutz ist? und zwar einer, der eben so trotzig und stolz macht, als der gemeine Eigennutz kriechend werden läßt? Wodurch wird nun aber Alles ausgeglichen? Durch die Liebe. Wer so, wie Paulus, die Menschen liebt, den braucht man nicht zu lehren."

Endlich führe ich noch an:

»**Dinters Leben** von ihm selbst beschrieben; ein Lesebuch für Eltern und Erzieher, für Pfarrer, Schul-Inspektoren und Schullehrer. Mit einem Facsimile«,

worüber Diesterweg urtheilt:

„Ich weiß sehr wohl, welche Vorwürfe man dem seligen Dinter auch in Betreff dieser Selbstbiographie gemacht hat, und wenn man auch zugiebt, daß es um der Schwachen willen besser gewesen, er hätte Manches verschwiegen: so enthält die ganze Schrift für Pfarrer und Schullehrer des wahrhaft Lehrreichen, nicht blos des Interessanten, sehr viel. Ein Pfarrer kann aus ihr lernen, wie ein praktischer Schulinspektor handelt und wirkt, wie ein solcher Mann mit seinen Lehrern lebt, wie er Gemeinden für Schulsachen zu interessiren weiß, und vieles Andere. Natürlich ist eine Biographie kein Receptbuch."

Wir verließen Dintern als Pastor zu Görnitz. Sein Ruf wurde hier so bedeutend, daß er ohne sein Zuthun im Jahre 1816 zum Schul- und Konsistorial-Rath nach Königsberg in Preußen berufen wurde. Dem um Preußen hochverdienten Oberpräsidenten von Bincke in Münster gebührt das Verdienst, sein Vaterland auf Dinter aufmerksam gemacht zu haben. Der Vater des Dichters Körner, mit Dinter von

Dresden aus bekannt, führte die Correspondenz und schrieb ziemlich ängstlich, er möge die Sache ja nicht rückgängig machen, weil er nicht den Titel als Regierungs-, sondern nur als Konsistorial-Rath erhalte. Dinter antwortete: »Man nenne mich dort, wie man will, das ist mir gleichviel; man thue nur in Schulsachen, was ich will.« Die Sache war abgemacht. Dinter langte am 9. December 1816 in Königsberg an und schwur den 16. December dem neuen Vaterlande Treue. Damals schrieb er dem Minister Altenstein:

„Ich will jedes preußische Bauernkind für ein Wesen ansehen, das mich bei Gott verklagen kann, wenn ich ihm nicht die beste Menschen- und Christenbildung schaffe, die ich ihm zu schaffen vermag.“

Er hat redlich Wort gehalten; das Zeugniß gaben ihm seine Zeitgenossen, das Zeugniß giebt ihm die dankbare Nachwelt.

In Königsberg fand Dinter Gelegenheit die Menge, seinen praktischen Sinn und seine Tüchtigkeit zu bewähren. »Er mußte mit Superintendenten colloquiren, Candidaten des Predigt- und Schulamtes examiniren, mit Gymnasialabiturienten den Sophokles und Euripides lesen, selbst bei Regierungsassessoren die allgemeine Gelehrtenbildung beurtheilen, als Mitglied der Militär-Prüfungs-Commission erklären, ob Jemand berechtigt sei, auf einjährigen Dienst Anspruch zu machen, mußte aber auch in der niedrigsten Landschule dem Lehrer vorzeigen können, wie die Buchstabir- oder Lautir-Methode am besten zu betreiben sei.« Sein Hauptaugenmerk war auf die Verbesserung des Volksschulwesens gerichtet. Bei seinen Revisionen sah er immer zuvörderst darauf, daß das Wenige, was auch der unwissende und ungeschickte Lehrer leisten konnte, auch wirklich geleistet ward. Den nöthigen Tadel sprach er, wie bemerkt, nie in Gegenwart der Schüler oder der Gemeinde aus. Aus dem Gesange beurtheilte er, ob der Lehrer ästhetische Bildung habe und geben könne oder nicht. Das Gebet in Schulen hielt er in hohen Ehren und auf den Ton im Lesen legte er hohen Werth als Zeichen des gebildeten Verstandes und Gefühles.

Als er einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Kiel abgelehnt hatte, erhielt er eine außerordentliche Professur der Theologie in Königsberg und war nun auch als akademischer Lehrer thätig. —

Sein heitrer Sinn und seine geistige Regsamkeit verließen ihn bis zum Tode nicht. Er schreibt über sich selbst:

„Ich kann euch nichts Schöneres wünschen, als daß euch Gott ein Alter gebe, wie er mir's bisher gab. Ich bin gesund, und kann wöchentlich 83 Stunden arbeiten und meist Abends 10 Uhr so froh als beim Aufstehen. Ich schreibe Sonntags, auch in den kurzen Wintertagen, oft 13 Stunden ohne Augenglas und ohne Schmerz! Meine Vorgesetzten in beiden Collegien, Consistorium und Regierung erfüllen mir jeden billigen Wunsch. Meine Studenten haben den Alten, der bisweilen den Unterschied der Jahre vergißt, noch immer lieb. Die guten Schullehrer sehen mich gerne kommen, die faulen fürchten mich als den Substitutensetzer und bekommen das Revisionsfieber. Ohne eigentlich reich zu sein, habe ich genug für mich, auch noch immer Etwas für Andere, und ich sehe furchtlos dem Tode, hoffend der Zukunft entgegen."

Wie Dinter zu Revisionen reiste, zu Fuß, oft im Schmutze die Stiefel auf dem Rücken, daß es dabei auch komische Scenen gab, ist bekannt. Wie Dinters einfaches Wort wirkte, davon ein Beispiel: Mein Vater, eines braven Försters Sohn im Ostpreußischen, war ein Knabe von 14—15 Jahren und half dem alten Lehrer die Jugend unterrichten — als Dinter in die Schule tritt, den jungen Lehrer beobachtet und ihm dann sagt: »Mein Sohn, du solltest Lehrer werden!« Wie ein Blitz zündete dieses Wort, er wurde ein Lehrer, dessen Andenken in seinem ganzen Kreise noch heute in Segen besteht.

Verheirathet war Dinter nie; (seine erste und einzige Liebe war eine Pastorstochter, die er als Student kennen lernte; sie starb bald darauf;) er lebte sehr einfach, strickte seine Strümpfe sich selbst und hatte deshalb Mittel genug, um seine Menschenliebe reichlich zu bethätigen; einen namhaften Theil seines Einkommens verwendete er auf die Bildung junger Leute für den

Lehrerstand. Als er noch in Görnitz war, adoptirte er den erstgebornen Sohn seines Gehülfen, des Lehrers Günther; das Kind erhielt Dinters Namen, wurde sein Erbe, studirte Medicin und lebt in Königsberg.

Eine Erkältung auf einer Revisionsreise brachte dem rüstigen Greise am 29. Mai 1831 unerwartet den Tod. Sein Andenken bleibt unvergeßlich als das eines ausgezeichneten Mannes von außerordentlicher Arbeitskraft, großer Klarheit im Denken, fester Beharrlichkeit im Wollen des Besten für die Menschheit, seltener Virtuosität in der Ausübung der Geist und Herz bildenden katechetisch-sokratischen Lehrkunst, eines liebevollen Lehrer- und Kinderfreundes, eines Mannes von wahrhaft christlicher Gesinnung und Thatkraft, geziert durch Toleranz gegen Anders-Denkende und Glaubende, sowie durch aufrichtige Bescheidenheit, bis an sein Lebensende ein Lernender und das Höhere — das Göttliche — Erstrebender.

Am 29. Februar 1860 feierten alle Lehrer der Provinz Preußen (welche in ihm einen ihrer größten Männer zu bewundern hat), ja aller Provinzen und Gaue Deutschlands dieses Mannes ersten hundertjährigen Geburtstag mit Sang und Rede; gerade die Lehrer in richtiger Würdigung von des großen Schiller Wort:

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n;
Doch fürchte nicht! es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglüh'n.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten."

Adolph Diesterweg.

„— — — — Tröstlich
Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
Der als ein großes Muster vor uns steht.
Wir können uns im stillen Herzen sagen:
Erreichst du einen Theil von seinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch seines Ruhms gewiß."

Göthe.

„Zu den Höhen des Menschengeschlechtes führt keine glatte Spiegelfläche, auf der man träumend, phantasirend und dichtend hinan kommen könnte; sondern die Höhen wollen mit Anstrengung allmählig erstiegen sein."

Diesterweg.

Ueber meinem Schreibtische hängt, ein Erbstück meines verstorbenen Vaters, ein Bild, einen alten Mann darstellend. Die hohe, über den Augen etwas gerunzelte Stirn deutet auf den tiefsinnigen Denker; die Augen, für sich allein betrachtet, schauen gedankenvoll in die Ferne, doch entstrahlt ihnen anmuthige Wärme, seelenvolle Gutmüthigkeit; dem scheint der Mund mit seinem Zuge zu widersprechen, aus ihm will, wenn er sich öffnet, manch bitteres Wort heraus; doch scheint es, kann er auch angenehm lächeln, Kinder gewinnen, unwiderstehlich an sich fesseln, mit ihnen scherzen und kosen, sie scherzend belehren, sie freundlich unterhaltend unterrichten. Der ganze Kopf macht den Eindruck eines vielgeprüften, vielerfahrenen Mannes; eines Mannes, der des Lebens bittern Kelch vielfach gekostet und manche bitteren, düsteren Erfahrungen gemacht hat; dem der Glaube an Liebe und Treue in der Welt erschüttert ist, der das Ziel seines Lebens und Strebens noch lange nicht erreicht hat; wiederum aber auch eines Mannes, der Gut und Herzblut für seine Idee opfern kann, der da stirbt für das, was er für wahr erkannt. Und soll ich noch sagen, was unter

dem Bilde geſchrieben ſteht: »Lebe im Ganzen! A. Dieſterweg, geb. zu Siegen, 1790 den 29. October.«

Ja, es iſt der alter Vater Dieſterweg, der Kämpfer für Licht und Recht; der Vertreter der neuern Pädagogik, der Neſtor der Lehrer, der, zu dem ſie alle in Deutſchlands weiten Gauen mit Vertrauen emporblicken, von dem ſie ſich Raths erholen, der Lehrermozart und Lehrerbeethoven, der den Ton angiebt, der Lehrer Anwalt, Troſt und Rath, ihr Halt und Licht, eine feſte Säule im Strom der Zeit, ihr Leitſtern auf dem Weg der Pflicht.

Dr. Friedrich Adolph Wilhelm Dieſterweg ſtudirte in Herborn und Tübingen Theologie, Philoſophie, Mathematik und Naturwiſſenſchaften. Schon der Student Dieſterweg flößt hier Bewunderung ein; daß ein junger Mann, der Theologie ſtudirt, auch etwas von der Philoſophie und ihren Syſtemen wiſſen muß, ſcheint natürlich; wenn er aber auch Mathematik und gar Naturwiſſenſchaften zu Gegenſtänden ſeines Forſchens macht, die Wiſſenſchaften, die mit der »orthodoxen Theologie im Widerſpruch ſtehen«, die den Geiſt friſch, den Blick klar, hell und rein erhalten, ſo ſieht man bald, daß dieſer Theologe kein »Licht der Kirche« werden wird. Er ſcheints auch darauf nicht abgeſehen zu haben. Im Jahre 1810 finden wir ihn als Privatgelehrten in Mannheim und 1811 als zweiten Lehrer an der Sekundarſchule zu Worms. Ein Lehrer iſt er geworden, ein Lehrer iſt er geblieben bis man ihn unfreiwillig in den Ruheſtand verſetzte; aber er lehrt auch noch heute, wenn nicht die Jugend, ſo doch die, die von ihm lernen wollen die Jugend zu lehren. Zwei Jahre blieb er in dieſer Stellung, dann ging er 1813 als Lehrer an die Muſterſchule nach Frankfurt a. M. Hier war er bis zum Jahre 1818 und ging dann als zweiter Rektor an die lateiniſche Schule zu Elberfeld; im Jahre 1820 wurde er als Lehrer und Direktor an das Seminar zu Mörs, einem Städtchen in der alten Grafſchaft gleiches Namens, berufen. Hier war

Dieſterweg in ſeinem Elemente, an ſeiner rechten Stelle; er hatte fähige, junge Leute um ſich, die er unterrichten konnte. dankbare Schüler, die noch heute ſein Bild im Herzen tragen, ſeine Lehren lebendig werden und wirken laſſen an den Herzen und Seelen der Kleinen. Hier war er, im Schooße ſeiner Familie, im Kreiſe ſeiner Zöglinge, ein glücklicher Mann.

Den erfreulichſten Beweis für die Liebe, die Dieſterwegs Schüler zu ihm gefaßt und für die Anhänglichkeit, die ſie ihm bewahrt, liefert die Art und Weiſe der Feierlichkeiten, die ſie ihrem alten Lehrer im Jahre 1840, als er ſie von Berlin aus beſuchte, zu Ehren arrangirten, die Lieder, die ſie ihm ſangen. Ich kann es mir nicht verſagen einige davon herzuſetzen.

Dem

Herrn Seminar-Direktor Dieſterweg

aus Berlin.

Geſungen

bei deſſen Anweſenheit in Solingen von ſeinen Schülern und Freunden am 14. Auguſt 1840.

(Met. Kennt ihr das Land ſo wunderſchön ꝛc.)

Kennt ihr den Mann, um den vereint
Sich heute ſchlingt die Lehrerſchaar?
Kennt ihr den warmen Lehrerfreund,
Der ſeinen Schülern Vater war?

Chor.

Wohl kennen wir den Lehrerfreund,
Der es mit allen treulich meint.

Kennt ihr den Mann, der uns ſo mild,
So warm den Brudergruß entbeut,
Deß Liebesblick das Herz erfüllt,
Es ſchwellt zu muth'ger Freudigkeit?

Chor.

Wir kennen ihn, den theuern Mann,
So liebevoll uns zugethan.

Kennt ihr den Mann, deß Wort belebt,
Und kräftig stärkt gesunk'nen Muth?
Deß Rede hoch den Geist erhebt,
Und mahnt, zu streben treu und gut?
Chor.
Wir kennen ihn, den kräft'gen Mann,
Deß Losungswort heißt: Frisch voran!

Kennt ihr den Mann, der ernst begehrt:
Schließ fest dich an ein Ganzes an!
Und der durch Wort nnd That belehrt,
Wie man ihm dienen soll und kann? —
Chor.
Wir kennen ihn den Ehrenmann,
Und schließen uns ihm gerne an. —

Sag' nun, mein Lied, wie heißt der Mann?
Nenn' mir des Edlen Namen doch!
Damit ich laut ihm bringen kann
Aus voller Brust ein Lebehoch.
Chor.
Er, den die Liebe zu uns zog,
Heißt Diesterweg, er lebe hoch!

Heinrich Moll.

Demselben am 15. August 1840 in Elberfeld.

(Mel. Bekränzt mit Laub ꝛc.)

Willkommen hier in trauter Freunde Kreise,
Willkommen, würd'ger Mann;
Wir stimmen froh zu Deiner Jubelreise
Ein Freudenliedlein an.

Die Freude herrsche frei in unf'rer Runde,
Kein Wölkchen trübe sie!
Verscheucht sie heut aus unserm Bruderbunde
Des Lebens Last und Müh'!

Kein Wort von Lehrmethoden und Systemen,
Heut' brauchen wir sie nicht;
Den wollen wir mit Grund nnd Recht vernehmen,
Der jetzt von X-en spricht.

Sprecht anderwärts von Türken und Franzosen,
Von Pascha, Beglerbeg;
Wir sprechen heute, ohne drum zu loosen,
Von unserm Diesterweg.

Dies ist der Weg! So deutet seinen Namen,
Strebt stets wie er nach Licht!
Der Wahrheit treu! Wie sprechen Ja und Amen,
Bis unser Auge bricht.

Das Glas gefüllt, und jeder unsrer Brüder
Die Hand auf's Herz sich leg';
Es leben hoch des Lehrerstandes Glieder!
Hoch lebe Diesterweg!

Elberfeld. P. Heuser.

Solche begeisterte und begeisternde Liebe war der Lohn seiner zwölfjährigen Thätigkeit zu Mörs.

Im Jahre 1832 zog Diesterweg als Direktor des auf Befehl Friedrich Wilhelm III. neu errichteten Seminars nach Berlin. Er erzählt selbst:

„Es war am 5. Mai 1832 Morgens gegen 10 Uhr, während des Durchgangs des Merkur durch die Sonne, als ich mit Frau und acht Kindern in Berlin ankam. Am Rheine hatte ich einen alten Postwagen zur Reise gekauft. Er hatte bis dahin gut gehalten. In dem Augenblicke aber, als der Postillon in die Oranienburger-Straße, in welcher meine künftige Wohnung lag, einbog, brach er zusammen. Es ward indessen Niemand verletzt und Niemand war erschrocken, es kam uns vielmehr lächerlich, fast natürlich vor, das alte Gestell hatte ja seine Dienste geleistet; wir stellten uns auf die Beine und zogen zu Fuß in das Seminar ein. Ich habe indessen später oft an diesen Spuk denken müssen." (Pädagog. Jahrbuch 1851.)

Der brechende Wagen scheint ein Omen des brechenden Glückes gewesen zu sein. Dieses brechende Glück, seine abgeschnittene Wirksamkeit, wie es dazu kam u. s. f. erzählt er selbst im ersten pädagogischen Jahrbuche unter dem Titel;

»Wie es mir erging, oder: Geschichte meines amtlichen Schiffbruchs.«

Diesterweg begründet zunächst die Veröffentlichung dieser Darstellung objectiv als kleinen Beitrag zur Geschichte der Gegenwart und nächsten Vergangenheit, subjectiv als schuldige Selbstrechtfertigung. Denn

„Tritt kein Andrer für dich ein,
„So stehst Du auf dir selber ganz allein!"

Schon zu Anfang hatte er Manches gesehen und mußte er Manches fühlen, was ihm nicht gefiel; aber er hielt sich; er nahm sich vor, alles Mögliche, was nur in seinen Kräften stand, zu thun, um nur mit seinen Vorgesetzten in gutem Einvernehmen zu bleiben.

„Die Jahre 1832—39 und die Geschichte meines innern Lebens in diesen sieben Jahren könnten davon Zeugniß ablegen, ob ich das mir gegebene Versprechen gehalten habe oder nicht, wenn ich diese Geschichte in jenen Jahren darzulegen hätte.

Die Sache ging, sie ging zu meiner Freude. Die Seminaristen zeigten sich lustig zur Arbeit, es waren sehr wackere junge Männer darunter; die Seminarschule, klein angefangen, wuchs in unerwarteter Schnelle; unter Mitwirkung von Gabriel gelang es sofort, einen aufstrebenden Sinn unter die Knaben zu bringen, kurz es ging — auch mein Verhältniß zu dem Schulrath (O. Schulz) war ein freundliches — ich verlebte in dem Seminar, in meiner Werkstätte, in Berlin wie in Mörs, meine schönsten Stunden. Von dem Allen aber werde ich nicht weiter reden — mögen es Andere thun!

Als Grund zu seinen Beunruhigungen, Verwarnungen, Verfolgungen und endlichen Amtssuspendirung (1847) giebt er an:

1) seine schriftstellerische Thätigkeit (auf die wir später noch zurückkommen);
2) sein Verhältniß zum Schulrath O. Schulz.

Wer so, wie Diesterweg, gequält wird, kann am ehesten begreifen, wie der Mann, und wäre er noch so zähe, endlich nach schriftlichen und mündlichen Verhören und Verwarnungen erklärt, er wolle entlassen sein:

»ohne Beeinträchtigung der Ehre,
und ohne Schmälerung des Gehaltes.«

Man gewährte im Juli 1847 beides, ja Diesterweg erhielt noch ein ansehnliches Reisegeld, um Pestalozzistiftungen besuchen zu können. Doch im Jahre 1850 strich die Kammer das Gehalt vom Etat; denn sie sagte: entweder hat der Mann etwas verbrochen, dann ist er im Disciplinarwege zu verurtheilen und darf kein Gehalt beziehen, oder er hat nichts verbrochen, dann ist er anzustellen. Von da ab lebte er im unfreiwilligen Ruhestande als Privatgelehrter in Berlin; er sagt davon jedoch:

„Was den „Ruhestand" betrifft, so hoffe ich, mein letztes Stündlein schlägt, ehe er eintritt."

Ruhe und Muße hat er nun zu arbeiten für »seine Lehrer«, die er führen will zu Licht und Recht, zu Erkenntniß und Wahrheit. Die Berliner haben ihn als einen ihrer Trefflichsten in das Haus der Abgeordneten gewählt; wo sich hier nur immer Gelegenheit bietet, tritt er mit seinem Freunde Harkort und andern Gesinnungsgenossen auf für die Lehrer, für die Schule. Wird sein Wort auch zuweilen bitter, wie kann's anders sein; man denke an Göthe's Ausspruch:

„Leicht ist's, folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen,
Hinter des Fürsten Einzug.
Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?"

»An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen«, sagt der Herr. Dieses Wort ist Maßgabe für alles menschliche Prüfen; am Werke erkenne ich den Meister, seinen Geist, sein Wirken; am Dome den Baumeister, am Liede den Componisten, am Kinde den Vater, am Schüler den Lehrer, am Buche den Schriftsteller. Aus seinen Werken soll uns der »alte Diesterweg« jetzt noch recht bekannt werden. Wie seine Schüler ihn lieben und verehren, sahen wir oben.

Daß auch seine Kinder tüchtige der Welt nützende Menschen geworden sind, ist bekannt. (Ein Sohn praktischer Arzt in Berlin, ein anderer Buchhändler in Frankfurt a. M. ꝛc.) Wir gehen jetzt über zu seinen Schriften.

„Seit dem Jahre 1820 habe ich auf dieses große, herrliche, ich möchte sagen göttliche Mittel zur Fortbildung und Anregung nicht verzichten können. Seine Anwendung war mir Erholung nach der Arbeit, nothwendige Erfrischung nach dem Lehren und nach der Aktenschreiberei, war mir Bedürfniß."

Er schrieb und schreibt bis jetzt die »Rheinischen Blätter«. Dieselben sind eine pädagogische Zeitschrift in zwanglosen, zweimonatlichen Heften erscheinend. Ihr Princip, in der Reihenfolge der Jahre immer schärfer und deutlicher hervortretend (sie erscheinen seit 1827), ist Kampf; Kampf für entwickelnden Unterricht, für Selbständigkeit der Schule, für Befreiung der Schule von der Beaufsichtigung von Nicht-Sachkennern, für eine bessere Bildung der Lehrer, für auskömmliches Gehalt der Lehrer, für freie Fortbildungsanstalten, für freie Vereine der Lehrer. Sie werfen »Leuchtkugeln« hoch in die Luft, die leuchten hell in die dunkele Nacht des pädagogischen Irr- und zuweilen Wahnsinns. »Das Licht dieser Schwärmer in die Nacht enthüllt dem Blick in dieser Zeit wesentlich Ungeheuerlichkeiten, Unerhörtheiten, lebendige Monstra, welche das feinere sittliche Gefühl abstumpfen und gleichgültig machen.«

Eine Menge »Broschüren« führt den Namen Diesterwegs; z. B. seine »Lebensfragen der Civilisation« und »Werden wir vom 3. August 1835 (Schneiderrevolte in Berlin) nichts lernen« (Bädeker in Essen). Es war das Elend, jedem fühlenden Herzen und offenen Blick wahrnehmbar, das überall in den unteren Klassen in physischer, moralischer, ökonomischer und sozialer Beziehung herrschte, das ihm die Hand führte. Es waren Wahrheiten, die bitter waren und ihm — Bitterkeiten eintrugen.

Im Jahre 1836 erschien die Broschüre: »Ueber das Verderben auf den deutschen Universitäten.« Wenn sie damals ihre Berechtigung hatte, so heute (1862) erst recht, heute noch muß die Kammer die Regierung bitten, Zwangskollegia abzuschaffen ꝛc. Je mehr Leute so eine polemische Schrift berührte, desto größer waren die Anfeindungen, die Seitenblicke und offenen Angriffe, die dem Verfasser zu Theil wurden, desto bitterer und schärfer wurde er weiterhin; desto mehr näherte er sich dem Inhalte im Ausspruche Ulrich v. Huttens:

„Je frecher, desto besser!“

Im Jahre 1836 und 37 erschien, nach einer Reise in die dänischen Staaten, eine Abhandlung gegen die wechselseitige Schuleinrichtung; sie ist gegen die Schriften derer, die für dieselbe stimmten, gerichtet, sie bekämpft Zerenner, Peters, Rönnekamp u. A. Ferner bekämpfte er den »großen Helleniſten« Thiersch in München durch »Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik«.

Das Jahr 1846 erweckte in ihm, dem Pestalozzianer, das Andenken an Pestalozzi doppelt lebhaft, es war das Jahr, da der Genannte vor hundert Jahren geboren war; und wollte man Diesterweg Alles absprechen, das Eine, daß er die fast vergessenen Ideen Pestalozzi's durch seinen Aufruf zur Säcularfeier seiner Geburt wiedererweckte, dieses Verdienst ist ihm von Feind und Freund gelassen.

»Heinrich Pestalozzi, ein Wort über ihn und seine unsterblichen Verdienste; von A. D.«

Auf jeder Zeile ist zu lesen, wie dem Verfasser bei Abfassung dieser wenigen Seiten das Herz wallte und die Brust hoch ging; wie er Liebe zum Amte, rechte Lust zum rechten Thun, Verehrung und Studium der großen Pädagogen einimpfen möchte in jedes Lehrerherz, in jedes Lehrergemüth.

Neben den »Rheinischen Blättern« und den verschiedensten Broschüren sind von allgemein pädagogischem Inhalte noch seine »Jahrbücher für Lehrer und Schulfreunde«, mit deren Heraus-

gabe er 1851 begann und die seitdem jährlich erschienen sind. Jedes derselben trägt ein Motto, z. B.:

„Lebe im Ganzen, immer strebe zum Ganzen,
Schließ an ein Ganzes dich an;“ (1851)
„Entwickelungsfreiheit;“ (1852)
„Ceterum censeo — — —“ (1858)[1]
„Schiller für immer;“ (1859)
„Wahrheit und Gerechtigkeit“ (1862).

Diese Jahrbücher, ein schöner Schmuck des Lehrerbücherbrettes, sollen sein und sind eine »allgemein deutsche Schrift für Lehrer und Schulfreunde.« Sie erstreben eine universell-menschliche und allgemein-deutsche Erziehung. Ferner soll dieses Buch durch pädagogisch-historische und biographische, durch kultur-pädagogische und didaktische Mittheilungen die Einsichten und Kenntnisse der Lehrer erhöhen und sie zu zeitgemäßem Wirken bestimmen. Deshalb findet man darin auch immer eine biographische (autobiographische) Schilderung; z. B. den alten »Ehrlich« u. A.

Es würde meinem Zwecke wohl entsprechen, recht viel des Inhaltes anzuführen; doch der Raum läßt es nicht zu. Diesterweg sagt klar und bestimmt, was er will. Dies »nicht hinter dem Berge halten« hat ihm soviel Feinde und Widersacher als Freunde erworben. Es zerspaltet sich die neuere Pädagogik in drei große Richtungen:

1) die supranaturalisch-orthodoxe;
2) die ästhetisch-sentimentale;
3) die ideal-reale.

Der letzteren huldigt Diesterweg. Es ist jedoch zu interessant auch eine Stimme seiner Gegner über ihn zu hören; ich wähle Palmer, in seiner »evangelischen Pädagogik« pag. 62 ff. Derselbe nimmt eine Gruppirung der pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart

[1] Chartaginem esse delendam. (Uebrigens meine ich, daß Carthago zerstört werden muß, schloß Cicero jede Rede; übrigens meine ich, daß es mit der Schule anders werden muß, ist Diesterwegs Wahlspruch.)

vor, nennt die Philosophen, Philologen, Theologen und viertens die, welche die Pädagogik keiner andern Wissenschaft unterordnen, sondern als etwas Selbständiges, Unabhängiges angesehen wissen wollen. Diese Klasse theilt er wieder in zwei Abtheilungen; die erste (z. B. Grube — Kellner), die »noch in ein richtiges Verhältniß zu Kirche und Christenthum sich stellt«, läßt er allenfalls gelten, und fährt nun fort:

„Ein anderer Theil dagegen — mit Diesterweg an der Spitze — huldigt einem maßlosen Radikalismus. Es ist das Lied von der Emancipation, was immer und ewig von dieser Seite her ertönt, mit beharrlicher Wiederholung all der Behauptungen, die längst in ihrer Nichtigkeit erkannt sind, an die man aber gleichwohl glaubt, als an ein neues Evangelium. Als Mittel, um in dieser Richtung zu wirken, wird von dieser Seite hauptsächlich die Agitation durch pädagogische Volks- oder wenigstens Lehrerversammlungen gebraucht; ein Verfahren, das auch in Süddeutschland, nur mit geringerem Erfolge, von Gesinnungsgenossen nachgeahmt worden ist. — Diese Schule rühmt sich die allein wissenschaftliche Pädagogik zu besitzen. Es ist ihr aber zur Genüge nachgewiesen worden (so z. B. in der von Otto geschriebenen Recension der 4. Auflage des Diesterwegschen Wegweisers in Magers pädag. Revue, 1851, März S. 231 ff.), daß sie, obgleich sich mit allerei Lappen tieferer Philosophie schmückend, doch über den Rationalismus des Kant'schen Standpunktes, über die Subjectivität der Verstandes-Reflexion nicht hinausgekommen ist. Es ist in dieser Richtung eine der Oberflächlichkeit vieler Pädagogen nur allzusehr zusagende Abneigung gegen alles Objektive, gegen alles Historische wahrzunehmen. „„Indem der subjektive Geist liebend sich versenkt in den Geist des Christenthums, der Geschichte, der Natur, begreift er, daß ihr Geist von seinem Geiste ist““ (s. Otto a. a. O.), allein an der Stelle solch „liebenden sich Versenkens“ findet sich auf jener Seite ein Hochherfahren über alles, was nicht der aufgeblähten Subjektivität bequem ist, welch letztere nur darum sich rühmt, objective Wahrheit zu sein, weil deren Legion ist, in denen dieser Egoismus — sei es in der Wissenschaft, sei es in der Politik oder wie sonst — zur herrschenden Macht sich erhoben hat. — Das Motto: „„Lebe im Ganzen, schließ an ein Ganzes dich an““, das Diesterweg im pädagog. Jahrbuch 1851 unter sein Bild gesetzt hat, widerspricht jenem maßlosen Subjektivismus nur schein-

bar; denn das Ganze, was hier gemeint ist, ist nicht ein objektiv Bestehendes, sondern das Subjekt will es — eben in Form der Association — erst nach eigenem Geschmack schaffen; dies Ganze ist nur des Mannes Partei und Anhang.“

Ohne weitere Kritik können wir nun wohl zu den Schriften Diesterwegs übergehen, die Zeugniß ablegen davon, was Diesterweg weiter zur Bildung tüchtiger Lehrer, was er in Betreff der Fortbildung der Methode praktisch geleistet hat. Zuerst stößt uns da sein

(I) »**Wegweiser für deutsche Lehrer**«

auf, in Gemeinschaft mit Anderen bearbeitet. Wenn schon die vielen Schriften Diesterwegs, von denen ich noch einige hier anzuführen mir erlauben werde, es verbieten, sie alle ausführlich zu recensiren, ich mich bei den meisten auf Titelangabe werde beschränken müssen, so glaube ich dieser doch einige Worte widmen zu müssen. Einen Wegweiser nennt sie sich; sie zeigt dem Lehrer, dem strebenden, den Weg zum Ziele seiner Bestrebungen, durch Nachweisung allgemein richtiger methodischer und didaktischer Grundsätze, und ihrer Anwendung auf die einzelnen Unterrichtsfächer; durch Hinweisung auf die bedeutendsten Schriften, durch welche der Lehrer sich die erforderliche allgemeine und besondere Bildung erwerben und welchen er sich als Führern bei der Praxis des Unterrichts anvertrauen kann. Die Schrift hat den Zweck der Selbsterziehung zum Zweck der Erziehung Anderer; denn »was man selbst nicht besitzt oder hat, kann man nicht geben, so kann auch Keiner entwickeln, erziehen und bilden, der selbst nicht entwickelt, erzogen und gebildet ist;« denn »man kann nur in dem Grade erziehend und bildend wirken, als man sich selbst der Erziehung und Bildung theilhaftig gemacht hat; denn »man kann nur so lange wahrhaft erziehen und bilden, als man selbst noch an seiner wahrhaften Erziehung und Bildung arbeitet.«

Doch fahren wir fort, die Schriften des fleißigen Mannes kennen zu lernen.

(II) **Lehrbuch der mathematischen Geographie und populären Himmelskunde.** (4. Aufl. Berlin 1852.)

Ein vortreffliches Buch, das die schwierigen Fragen der mathematischen Geographie und der Himmelskunde in belebender, anmuthiger Form, in entwickelnder fortschreitender Methode vor Augen führt und, einmal angefangen, unwiderstehlich zum Weiterstudium reizt. Der Lehrer und Leser lernt hieraus im großen Buche der Natur lesen und wird das Buch nicht ohne großen Gewinn für sich und seine Schule aus der Hand legen.

(III) **Das pädagogische Deutschland der Gegenwart.** Oder Sammlung von Selbstbiographien jetzt lebender, deutscher Erzieher und Lehrer. (Berlin bei Plahn.)

Enthält unter Anderm die Autobiographien von Handel (Schulinspector in Neiße), Ramsauer (Prinzenerzieher in Oldenburg), Schweitzer (Seminardirektor in Weimar) ꝛc.

(IV) **Der Unterricht in der Kleinkinderschule,** oder die Anfänge der Unterweisung und Bildung in der Volksschule. (Crefeld 1832 bei Funke.)

Dieses Buch enthält einen leichten und praktischen Lehrgang, der die Materialien aus der unmittelbaren Umgebung der Schulkinder wählt, und in seiner großen Deutlichkeit es dem Lehrer leicht macht, die nützlichen Denk- und Sprechübungen in der Schule einzuführen.

(V) **Schullesebuch** in sachlicher Anordnung nach den Regeln des Lesens für Schüler bearbeitet. (Crefeld bei Funke.)

(VI) **Anleitung zum Gebrauch desselben** für Lehrer.

Dies Lesebuch ist eben ein Lesebuch, aber auch eine praktische Grammatik und Logik und ein Leitfaden für die Rechtschreibe- und Aufsatzübungen.

Denselben Zweck hat das folgende Buch:

(VII) **Lese- und Sprachbuch** für mittlere Schulklassen und gehobene Elementarschulen, zur Förderung eines ver-

ständigen Lese- und bildenden Sprachunterrichtes herausgegeben. (Essen bei Bädeker.)

(VIII) **Praktischer Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache.** Ein Leitfaden für Lehrer, welche die Muttersprache naturgemäß lehren wollen.

Erster Theil: Wortbildung, Rechtschreibung ꝛc.
Zweiter Theil: Wortformen und Satzlehre.
Dritter Theil: Anleitung zum Verstehen der Lesestücke; Dynamik, Melodik und Rhythmik des Lesens.

(IX) **Praktisches Uebungsbuch in der deutschen Sprache.** Für Schüler, welche richtig schreiben und denken lernen wollen.

Allbekannt ist Diesterwegs in Verbindung mit P. Heuser herausgegebenes

(X) **Rechenbuch** mit den dazu gehörenden Auflösungen.

Ein Buch, das dem Lehrer vielfach privatim und in der Schule Stoff zum Denken und Ueben giebt.

Für den, der sich höher hinaufschwingen will in dieser Kunst, ist zu empfehlen sein:

(XI) **Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen und praktischen Arithmetik,** sowie in dem algebraischen Schrift- und Kopfrechnen, nebst Beispielen, Formeln und Aufgaben für höhere Bürgerschulen, Gymnasien und Seminarien. (Bonn bei Weber.)

Inhalt: Erster Theil: Theorie der Arithmetik;
Zweiter Theil: Praxis der Arithmetik;
Dritter Theil: Algebra.

Das aus der Pestalozzischen Schule stammende elementarische algebraische Kopfrechnen, das so treffliche Denkübungen veranlaßt, besonders aber durch Verstandesschlüsse den Scharfsinn auf unvergleichliche Weise bildet und innerlichst die Lust zur Mathematik nährt, wird hierdurch besonders empfohlen. Und

ist die Lust geweckt, so hilft der alte Diesterweg wiederum aus mit seiner:

(XII) **Raumlehre oder Geometrie,** nach den jetzigen Anforderungen der Pädagogik (Didaktik und Methodik) für Lehrende und Lernende bearbeitet.

Wahrhaft interessant ist die Einleitung, die Geschichtliches über diesen Unterrichtsgegenstand enthält, und zeigt, wie erst die Pestalozzische Methode und in ihr Joseph Schmid, »der Bauernjunge von den Alpen«, die Sache in ihren Anfängen auch für Kinder und die Elementarschule brauchbar machte. In dasselbe Fach gehören:

(XIII) **Leitfaden für den Unterricht in der Formen-, Größen- und räumlichen Verbindungslehre.** Für Schüler, welche an mathematischen Gegenständen denken lernen wollen; und

(XIV) **Anweisung zum Gebrauche des Leitfadens.** Für Lehrer, welche mathematische Gegenstände als Mittel zur allgemeinen Bildung benutzen wollen. Und endlich:

(XV) **Geometrische Aufgaben** nach der Methode der Griechen bearbeitet von W. A. D. (Berlin bei Reimer 1825.)[1]

Ein Buch für diejenigen, welche sich durch Aufgaben mit der geometrischen Analysis der alten Griechen — dieser in ihrer Art unübertrefflichen Geistesgymnastik — bekannt machen wollen. —

So arbeitet der nunmehr zweiundsiebenzig Jahre alte Mann noch immer rüstig fort an dem Ziele, das er sich gesteckt, und welches heißt: geistige Kultur der Nation durch geistige Kultur

[1] Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß diese Schrift von Diesterwegs Bruder herrührt.

der Lehrer. Ein Greis an Jahren, ein Jüngling an Thatkraft und Energie. Wenn er schon längst wird in einer vollkommenern Welt die Wahrheit ohne Irrthum schauen, so wird sein Name noch lange als Stern erster Größe am pädagogischen Himmel leuchten; und wenn, wie er selbst gesagt, die Höhen des Menschengeschlechts schwer zu erklimmen sind, so wird doch die nachfolgende (Lehrer-) Generation mit Bewunderung zu ihm hinaufschauen und ihm nachzuklimmen versuchen. Er, der mit scharfem Geist und Blick weit über die verrotteten pädagogischen Ideen seiner Zeit hinaussieht, tröstet sich beim Hinblick auf die ihn anklaffenden und oft begeifernden Verächter mit des auch von ihm hochverehrten Dichters Wort:

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun."

Anmerkung zur 3ten Aufl. Am 7. Juli 1866 raffte die Cholera den alten Diesterweg dahin.

Ich hatte erst vor, den ganzen Aufsatz einer Umarbeitung zu unterziehen; es widerstrebt mir nun aber. Möge er so stehen bleiben, wie er sich seine Freunde erworben hat. Die einfache Anzeige von D. Tode mag genügen. D. V.

An Diesterweg zum Abschiede.

1. Wohlan, den Becher froh zur Hand,
Schlägt auch die Abschiedsstunde!
Wo Geist und Herz so nah verwandt,
Hält jedes Glied am Bunde.
Der Herzen und der Geister Welt
Reicht fort durch's große Sternenzelt.

2. So scheide, wer sich trennen muß;
Er geh auf lichten Wegen!
Froh nimmt er unsern letzten Kuß
Und treuer Liebe Segen.
Das ist sein heiliges Geleit
Auf seiner Fahrt durch Raum und Zeit.

3. Und was er mehr noch mit sich nimmt,
Zum göttlich reichen Lohne,
Den Frieden, der ihn selig stimmt,
Des treuen Wirkens Krone,
Das hebt ihn über Müh' und Leid
Und er steht da in Gott geweiht.

4. In unsrer Mitte hehr und groß
Stehst du, ein Mann vor Allen,
Deß Loos in der Verehrung Schooß
Aufs Lieblichste gefallen.
Dir, unserm edlen Diesterweg,
Heil auf des Lehrers hellem Steg!

5. Dir folget heimwärts lauter Dank,
Im Seelengrund entsprossen.
Dein harret dort ein Frohempfang
Der theuern Amtsgenossen.
Das knüpft die Brandenburger Mark
An's Rheinland, inniger und stark.

6. Drum auf, die Becher froh zur Hand,
Schlägt auch die Abschiedsstunde!
Wo Geist und Herz so nah verwandt,
Hält jedes Glied am Bunde.
Der Herzen und der Geister Welt
Reicht fort durch's große Sternenzelt.

E. A. T. Lieth.

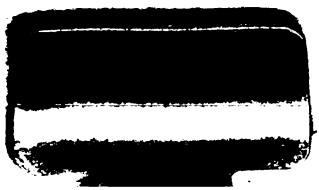
Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Dr. Marthin Luther	15
Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands	26
Johann Amos Comenius	33
John Locke	38
August Hermann Franke	43
Jean Jacques Rousseau	51
Die Philanthropen.	
Johann Bernhard Basedow	62
Christian Gotthilf Salzmann	68
Joachim Heinrich Campe	70
Friedrich Eberhard von Rochow	72
Anhang	73
Johann Heinrich Pestalozzi	75
Anhang: Angedenken an Pestalozzi	95
Friedrich Fröbel	101
Anhang: Ein Besuch in einem Fröbel'schen Kindergarten	109
Joseph Lancaster. — Dr. Andreas Bell	115
Sokrates und Friedrich Schleiermacher	119
Friedrich Ludwig Jahn, der deutsche Turnvater	137
Dr. Gustav Friedrich Dinter	153
Adolph Diesterweg	167

Druck von Julius Beltz in Langensalza.

YB 40420

M122850

LA 28
D7
1869

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY